

BLICK WECHSEL

Magazin für deutsche
Kultur und Geschichte
im östlichen Europa

Die Welt braucht Sonne

Reformbewegungen, Künstlerorte und alternatives Leben

Orte

Exodus aus dem Osten:
Der Monte Verità als
Wiege der Lebensreform

Menschen

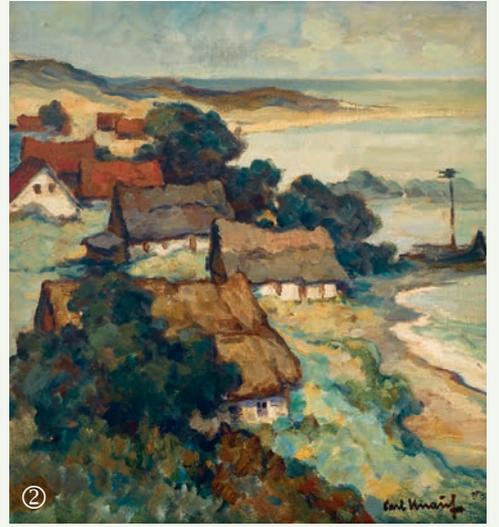
Philosoph im Liegestuhl:
Franz Kafka als Kurgast
in Zürau/Siřem

Werke

Unvergessliches Wunderland:
Die Kurische Nehrung als
Motiv und Ort für Kreative

Szene

Raum für Träume:
Ökobauernhöfe im
tschechischen Grenzland



Liebe Leserinnen, liebe Leser,

»alte Herren, die nackt über Heuhaufen springen, gefallen mir nicht«, fremdelte der Patient Franz Kafka im Juli 1912 – und zog seine »Schwimmhose« schließlich doch aus. Denn sonst wäre er unangenehm aufgefallen während seiner Kur im naturheilkundlichen Sanatorium »Jungborn«, für die der Kontakt des unbedeckten Körpers mit Sonne und Luft essentiell war. Nachzulesen ist das in der preisgekrönten Kafka-Biografie von Reiner Stach, der uns in diesem **BLICKWECHSEL** davon berichtet, wie die Impulse der Lebensreform bei dem Jahrhundertautor weiterwirkten.

Der Prager Franz Kafka folgte damit einem Trend, der im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts als Gegenbewegung zur industriellen Revolution auch andernorts im östlichen Europa einsetzte oder von dort exportiert wurde – beginnend bei den Lufthütten von Veldes/Bled über Gusto Gräfers Einzug auf dem Monte Verità bis hin zu den zionistischen *Hachschara*-Zentren in der Neumark. Und der Gedanke wirkt weiter, sei es auf den Öko-Bauernhöfen im deutsch-tschechischen Grenzgebiet oder im siebenbürgischen Martinsberg/Şomartin, wo sich gerade die generationsübergreifende Lern- und Wohngemeinschaft »Monte Martinus« etabliert.

Dass heute die Suche nach alternativen Lebenskonzepten wieder so viele Menschen umtreibt, mag an der gegenwärtigen Situation liegen: Der Weltfrieden scheint in immer weitere Ferne zu rücken, die Folgen ungebremster Industrialisierung zeigen sich im Zustand unserer Umwelt, auch der Siegeszug der Künstlichen Intelligenz löst nicht überall Euphorie aus.

Am Kulturforum gehen diese Entwicklungen nicht spurlos vorüber. Während der Corona-Pandemie haben wir neue digitale Reihen entwickelt, die unser Publikum nicht mehr missen möchte – etwa den Podcast *Von Asch bis Zips*, der von der Redakteurin dieser Zeitschrift initiiert wurde. Doch auch wir können nicht aus jeder Not eine Tugend machen. Vor allem die gestiegenen Personalkosten zwingen uns dazu, auf mitunter schmerzhaft Weise Prioritäten zu setzen. Aus diesen Gründen halten Sie mit diesem Heft den letzten **BLICKWECHSEL** in der Hand. Ihnen und allen, die das Gesicht dieser Zeitschrift geprägt haben, möchten wir für elf inspirierende Jahre danken. Wir haben hier noch einmal alle Register gezogen und hoffen, damit – getreu der titelgebenden Forderung von Gusto Gräser – etwas Sonne in Ihre Welt bringen zu können.

Mit herzlichen Grüßen aus Potsdam
Ihre **BLICKWECHSEL**-Redaktion

◀ Die Kurische Nehrung war als Motiv ab Mitte des 19. Jahrhunderts beliebt. Mehr über die Künstlerkolonie Nidden/Nida erfahren Sie im Beitrag von Jörn Barfod ab Seite 36.

① Anna Natalie Sinnhuber (1864–1947), *Bei Schwarzort* (1899), Öl auf Leinwand, Ostpreußisches Landesmuseum, Lüneburg. Die Kaufmannstochter aus Memel/Klaipėda war eine der ersten freischaffenden Malerinnen in Königsberg (heute Kaliningrad). Dort wirkte sie ab etwa 1890, ab 1908 in Berlin.



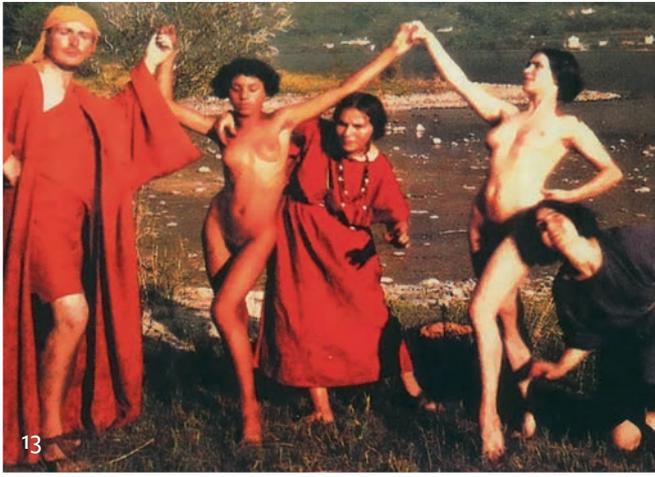
BLICKWECHSEL mit anderen Mitteln: Redakteurin Vera Schneider interviewt für den Podcast *Von Asch bis Zips* den Siebenbürgen-Rückkehrer Lutz Connert in Mediasch/Mediaş. © Hedi Connert



Unser Cover zeigt Szenenbilder aus dem schweizerisch-deutsch-österreichischen Spielfilm *Monte Verità – Der Rausch der Freiheit* (2021, © tellfilm/DMC). Lesen Sie dazu die Filmkritik auf Seite 43.

② Carl Knauf (1893–1944), *Blick auf Purwin* (um 1930), Öl auf Leinwand, Privatsammlung, Hamburg. Knauf war der populärste Maler in Nidden und wirkte über zwanzig Jahre dort. Er ließ sich sein Wohnhaus ganz in der Nähe des Sommerhauses von Thomas Mann bauen. Durch die vielen Verkäufe verbreitete sich sein Werk über ganz Deutschland und darüber hinaus. Dennoch war gerade er lange vergessen und wurde erst vor gut zwanzig Jahren wiederentdeckt.

③ Eduard Bischoff (1890–1974), *Gewitter über dem Haff* (1924), Öl auf Leinwand, Ostpreußisches Landesmuseum, Lüneburg. Der Königsberger gehörte zum zweiten Kreis der Künstlerkolonie Nidden. Über 25 Jahre war er regelmäßig dort anzutreffen. Auch nach 1945 schuf er noch viele weitere Nehrungsbilder.



13

Orte

6 Fabelhaft einsam: Künstlerorte am Lebasee

Ein Malerparadies: So nannte Max Pechstein den Ort Leba/Łeba im hintersten Winkel von Pommern

Von Petra Zühlsdorf-Böhm

10 Ohne Zwang!

TITEL

Wie auf dem Monte Verità eine Zitadelle der Lebensreform entstand

Von Hermann Müller

14 Frauenbewegtes Schlesien

Von Breslau gingen starke Impulse für die Emanzipationsbewegung aus

Von Heinke Kalinke

16 Hachschara: Anders leben oder Überleben?

Wie sich Jüdinnen und Juden in der Neumark auf ein Leben in Palästina vorbereiteten

Von Hubertus Fischer

20 Eine Odesaer Secession

Die Kunstmetropole am Schwarzen Meer im Kontext der europäischen Moderne

Von Liana Bala-Kryshevska



33

Menschen

24 Der Sonnendoktor

Licht, Luft und Wasser: Das war das Rezept des Naturheilers Arnold Rikli gegen alle bekannten Krankheiten

Von Vojko Zavodnik

28 Der Mann vom Lande

TITEL

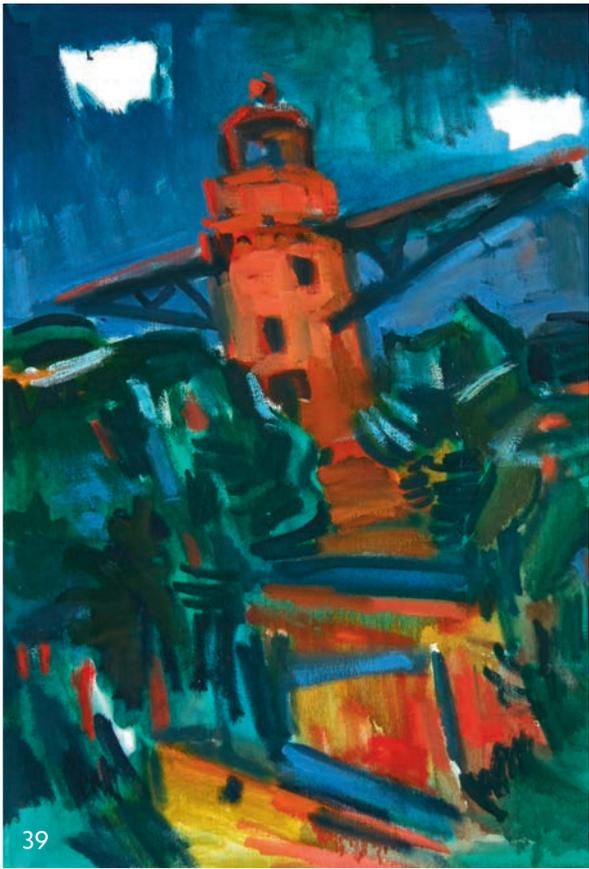
Franz Kafkas Kur in Zürich

Von Reiner Stach

32 Facetten einer Fotografendynastie

Wie die Familie Weißgärber zwischen Böhmen und Sachsen zur Lebensreform fand

Von Ulrich Miksch



39

Werke

- 36 Unvergessliches Wunderland** TITEL
 Die Kreativen der Künstlerkolonie Nidden machten aus der Kurischen Nehrung eine Malerlandschaft
Von Jörn Barfod
- 40 Erfundene Tradition**
 Die Künstlerkolonie Getterle/Gödöllő zwischen Bauernkultur und elitärem Design
Von Marina Dmitrieva
- 42 Sonderlinge in Ostböhmen**
 In der Rosinkawiesen-Trilogie erzählt Gudrun Pausewang von den Ambivalenzen des Aussteigerlebens
Von Tanja Krombach
- 43 Endlich durchatmen**
 Der Film *Monte Verità – Der Rausch der Freiheit* zeigt die Kommune als Ort weiblicher Selbstfindung
Von Vera Schneider



47

Szene

- 44 Unser Bullshit-Detektor** TITEL
 Ein Dokumentarfilm und drei Erfolgsgeschichten über alternatives Leben im tschechisch-deutschen Grenzland
Von Renate Zöllner
- 48 Die Idee des Teilens**
 Im siebenbürgischen Martinsberg/Şomartin könnte ein neuer Monte Verità entstehen
Von Vera Schneider
- 50 Zurück zur Natur**
 Eine Ausstellung im Kunstmuseum Schwaan zeigte die Künstlerkolonie Schreiberhau/Szklarska Poręba im europäischen Kontext
Von Annette Winter-Süß
- 52 Ein Thema mit vielen Facetten**
 Bund und Länder fördern Institutionen, die sich der deutschen Kultur und Geschichte im östlichen Europa widmen

FABELHAFT EINSAM

Ein Malerparadies: So nannte Max Pechstein den Ort im hintersten Winkel von Pommern, der im 20. Jahrhundert von Künstlern auf der Suche nach inspirierenden Landschaften entdeckt wurde. Auch Karl Schmidt-Rottluff lebte und wirkte hier. Doch die Idylle blieb nicht ungetrübt.



Auf dem Weg zur Lontzke Düne/Wydma Łącka, zwischen Leba/Łeba und Scholpin/Czołpino. Sie ist die größte Wanderdüne an der pommerschen Ostseeküste. Foto: © Petra Zühlsdorf-Böhm



Das kleine Städtchen Leba/Łeba, gelegen an der Mündung des gleichnamigen Flusses in die Ostsee, war am Beginn des 20. Jahrhunderts schon länger Badeort, aber noch kein überlaufenes Ziel von Reisenden. Dort wie im »blauen Ländchen« ringsum verlief das einfache Leben der Fischer und Bauern eher traditionell, Hektik und Trubel der Großstadt lagen fern. Hier konnte man eine ursprüngliche Küste mit einer in Pommern einzigartigen, an die Sahara erinnernden Dünenlandschaft finden. Gleich hinter schmalen, bewaldeten Nehrungen glitzerten Strandseen. Fischer und Bauern in der Naturverbundenheit ihrer Arbeit boten für künstlerisch Ambitionierte ebenso attraktive Motive wie die reiche Fauna und Flora. Die Landschaft zwischen Meer und Seen inspirierte im wechselnden Licht des Tageslaufs und der Jahreszeiten. Über alles erhob sich majestätisch der 115 Meter hohe Revekol/Rowokół, im Mittelalter Wallfahrtsort und Navigationspunkt für die Seefahrer.

Vieles davon kann man noch heute entdecken und tief eintauchen in eine Landschaft, die sich, durch Naturgewalten geprägt, in ständigem Wandel befindet. So wandern die Dünen des Slowinzischen Nationalparks, vom Wind getrieben, unaufhaltsam landeinwärts und begraben alles, was sich ihnen in den Weg stellt. Der Aufstieg zum 42 Meter hohen Gipfel der Lontzke Düne/Wydma Łącka wird reich belohnt: Man blickt auf die Ostsee und den majestätischen Revekol zwischen Lebasee/Jezioro Łebsko und Garder See/Jezioro Gardno. Im Osten erkennt man bei guter Fernsicht die Silhouette von Leba.

Der Nationalpark als UNESCO-Biosphärenreservat ist ideal für alle, die mehr als Strandurlaub suchen. Er bietet gleich hinter der Küste mit einem fantastischen breiten und feinen Sandstrand unberührte Natur und Orte der Stille. Felder und summende Wiesen, schilfgesäumte Seen und beeindruckende Wälder, Flüsse und durch Moore mäandernde Bäche findet man hier. Seeadler, Kraniche, Füchse und Wiesel kreuzen den Weg. Auch die Moderne hinterlässt ihre Spuren: Windräder, die neue Mole, den Fischerei- und Jachthafen von Leba, die vielen Hotels und Pensionen, bunte Freizeitanlagen – und natürlich im Sommer unendlich viele Badegäste.



Einer der ersten künstlerischen Entdecker der Region war der aus Pommern stammende Walter Zuchors (1870–1947). Er suchte sie regelmäßig mit den Schülerinnen seiner 1902 in Berlin gegründeten Malschule auf.

Und sie blieben nicht allein. Auch durch die Malaufenthalte von George Grosz, Willy Jaeckel, Paul Kuhfuß und Ewald Mataré entwickelte sich Leba zu einem Künstlerort. Obwohl die Motive rund um den Lebasee mit Revekol und Lontzkedüne immer erkennbar bleiben, fanden die Maler vor Ort ihren individuellen Stil – mit eigener Formensprache und in unterschiedlichen Techniken.

1921 kam Max Pechstein (1881–1955), einer der bedeutendsten Vertreter des deutschen Expressionismus, mit seiner Familie nach Leba. Er war auf der Suche nach Ersatz für sein aufgegebenes erstes Malerparadies auf der Kurischen Nehrung. Auch in der pommerschen Küstenlandschaft tauchte er tief ein in die Motive, die ihn umgaben, und schuf in künstlerischer Meisterschaft eine Vielzahl von Werken. Quartier nahm er beim Gastwirt Möller. Bis 1927 verbrachte er die Sommermonate dort, auch weil er sich in die jüngste Tochter seines Gastgebers verliebt hatte. 1923, nach der Scheidung von seiner ersten Frau, heiratete er Marta Möller.

Ab 1927 zog sich Pechstein auch in den abgelegenen Flecken Rowe/Rowy an der Mündung der Lupow zurück, weil Leba für ihn durch den wachsenden Tourismus zu unruhig geworden war. Das Haus der Schwiegereltern blieb dennoch sein Anlaufpunkt. Rowe beschrieb er als »landschaftlich hervorragend, Menschen sehr primitiv, keine Straßen, kein elektr. Licht, also viel Ruhe, zur Überlegung und zur Arbeit«.

Nach 1933 wurde das Malerparadies für Max Pechstein zum Zufluchtsort, denn mit der Machtergreifung durch die

Nationalsozialisten geriet er zunehmend ins künstlerische Abseits. Sein Werk wurde als »entartet« bezeichnet. 1937 erfolgte der Ausschluss aus der Akademie der Künste, Berlin, die Lehrbefähigung wurde ihm entzogen, seine Bilder wurden aus den Museen entfernt. Zeitweise lebte er versteckt in einer primitiven Hütte am Koser See/Jezioro Kozie.

Gegen Kriegsende wurde er zum Volkssturmeinsatz verpflichtet und kam in russische Gefangenschaft, konnte aber noch 1945 nach Leba zurückkehren. Im Spätsommer bestellte Pater Cieslik bei ihm ein Madonnenbild für die vielen katholischen Polinnen und Polen, die sich in Leba neu angesiedelt hatten. Pechstein malte Maria als Fürbitterin auf einem Laken und mit Bootsfarben, den einzigen damals vorhandenen Materialien. Das Werk ist seit 1994 in der ältesten Kirche, deren Ursprünge ins 17. Jahrhundert reichen sollen, zu finden.

Die starke Bindung an Land und Leute der Region blieb für Pechstein und seine Kunst bis zum Lebensende prägend. Er fing in vielfältigen Leba-Motiven seine künstlerische Vorstellung vom Ideal eines Lebens im Einklang mit der Natur ein und machte sie so bis heute zugänglich.

Im Jahr 1932 hatte Karl Schmidt-Rottluff (1884–1976), aus Jershöft/Jarosławiec kommend, auf der Suche nach Ruhe und Ursprünglichkeit den kleinen Ort Rumbke/Rąbka am Lebasee gefunden. Er fand ihn »fabelhaft einsam«.

Hier gab es damals nur acht Gehöfte, der Weg nach Leba wurde erst 1938 gepflastert. Schmidt-Rottluff lebte einfach und bescheiden als Gast auf dem Hof der Familie Eick mit direktem Seezugang. Im eigenen Boot verbrachte er ganze Tage auf dem Lebasee. Die besondere Atmosphäre dort und die monumentale Landschaft ringsum hielt er in vielen Gemälden und Aquarellen fest. Besonders faszinierten



◀◀ Max Pechstein, *Lupowmündung*, 1927/22, © Max Pechstein Urheberrechtsgemeinschaft

◀ Max Pechstein, *Große Mühlengrabenbrücke*, 1921, © Max Pechstein Urheberrechtsgemeinschaft

Hintergrund: Blick zum Lebasee/ Jezioro Łebsko mit Düne, © Petra Zühlsdorf-Böhm

ihn die wandernde Dünenlandschaft und die Silhouette des Revekol – als unübersehbare Landmarke wie als Spiegelung im See.

Pechstein und Schmidt-Rottluff knüpften nicht an alte Verbindungen aus ihrer Zeit in der expressionistischen Künstlergruppe Brücke an. Im Gegenteil: Von Bruno Müller-Linow (1909–1997) überliefert ist eine wortlose Begegnung auf dem Wasser. »Pechstein fuhr vorüber ... Kein Zeichen des Großes ...« Der Maler Müller-Linow, damals Lehrer an der Hochschule in Lauenburg/Łębork, kam bis 1941 regelmäßig zum Arbeiten nach Rumbke.

Die Idylle war nicht ungetrübt. Schon ab den 1930er Jahren wurden Schmidt-Rottluffs Arbeiten als »entartet« diffamiert, 1937 in den Museen beschlagnahmt, 1941 folgte das Berufsverbot. Auch einsam war es nicht mehr in Rumbke, denn aus dem einstigen Segelflugplatz auf der Düne war ein Truppenübungsplatz geworden. Auf dem Lebasee waren Wasserflugzeuge stationiert, ab 1943 diente die »Raketen-erprobungsstelle Rumbke« zur Testung für die Luftwaffe.

Schmidt-Rottluff war im Sommer 1943 das letzte Mal in Hinterpommern. 1951 musste er feststellen, dass »Rumbke und Leba endgültig in historischen Zeiten versunken sind«. Wie groß seine Verbundenheit mit der Region trotz allem blieb, zeigt sich im Aufgreifen der Motive vom Lebasee bis in die 1960er Jahre.

Leba, das »polnische Sylt«, ist heute ein quirliger Badeort, der in den langen Sommernächten nicht so schnell zur Ruhe kommt. Frischen Fisch kann man überall am Hafen probieren und dem Duft von frisch Geräuchertem oder gebratenem Dorsch sollte man nicht widerstehen. An Max

Pechstein erinnern die heutigen Lebaer mit einer Schautafel an der Mühlengrabenbrücke, einem authentischen Schaffensort des Künstlers, und der »Malerpalette« vor der ehemaligen evangelischen Fischerkirche St. Nikolaus, jetzt katholische Kirche Mariä Himmelfahrt (*Kościół Wniebowzięcia NMP*).

Einen Einblick in verschiedene Malerwelten kann man auch im slowinzischen Museumsdorf Klucken/Kluki gewinnen. Das ehemalige Fischerdorf am südlichen Ufer des Lebasees macht die inzwischen verschwundene Kultur der einst hier lebenden Slowinzen erlebbar, nach denen der Nationalpark benannt ist. Im alten Schulhaus werden Werke pommerischer und auswärtiger Malerinnen und Maler ausgestellt, die in den 1920er und 1930er Jahren in und um Leba Motive und Themen für ihre Arbeit fanden. Die Galerie zeigt unter anderem Werke von Otto Priebe, Hans Winter, Margarete Neuss-Stubbe, Walter Zuchors, Otto Kuske, Rudolf Hardow und Johannes Sauer.

Petra Zühlsdorf-Böhm

Dr. Petra Zühlsdorf-Böhm leitet seit 1995 Studienreisen entlang der Ostseeküste von Mecklenburg bis Estland. Ihr besonderes Interesse gilt authentischen Malorten.

📖 *Zwei Männer – ein Meer. Pechstein und Schmidt-Rottluff an der Ostsee.* Publikation anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Pommerschen Landesmuseum. Hg. v. Birte Frenssen. München: Hirmer, 2015, 2 x 156 S., antiquarisch erhältlich

📖 *Sommergäste. Von Arp bis Werefkin. Klassische Moderne in Mecklenburg und Pommern.* Hg. v. Kornelia Röder und Antonia Napp. München: Hirmer, 2011, 308 S., antiquarisch erhältlich

🌐 www.muzeumkluki.pl

OHNE ZWANG!

Wie auf dem Monte Verità eine Zitadelle der Lebensreform entstand

Am 7. März 1906 schreibt der jüdische Arzt Raphael Friedeberg aus Ascona an einen Kollegen: »In Ascona ist wie in jedem Jahr augenblicklich wieder die Russenseuche und kein Plätzlein zu haben. Das dauert, bis in Bern und Genf wieder das Semester anfängt, früher ziehen diese Studenten, Männlein und Weiblein, nicht ab.«

Russenseuche? Was suchen die russischen Studierenden in dem ärmlichen Fischerdörfchen am Lago Maggiore? Der ehemalige Erzherzog Leopold von Österreich-Toskana, der unter dem Namen Leopold Wölfling selbst dort lebt, weiß Genaueres zu berichten: »Aber hör doch«, sagte Gräser, »ich wollte dich zu unserem Mondscheinfest einladen.« Wölfling folgt der Einladung und sieht sechzig Nackte bei

Mondschein auf einer Waldlichtung ekstatisch tanzen – russische Studentinnen und Studenten, die berühmt-berühmten »Balabiott« (Nackttänzer) von Ascona. Man nennt sie heute die ersten Hippies.

Wir können uns nicht mehr vorstellen, was es für diese jungen Menschen bedeutete, ihre Kleider abzulegen. Als Exilantinnen und Exilanten warfen sie mit ihnen zugleich die Last der verhassten zaristischen und orthodoxen Herrschaftstradition ab. Lustschreie der Befreiung, Ekstase und Rausch der Wandlung zum »neuen Menschen«!

Sie vollzog sich für sie und viele andere nahe der berühmten lebensreformerischen Siedlung Monte Verità. Wer hatte sie begründet?

Exodus aus dem Osten

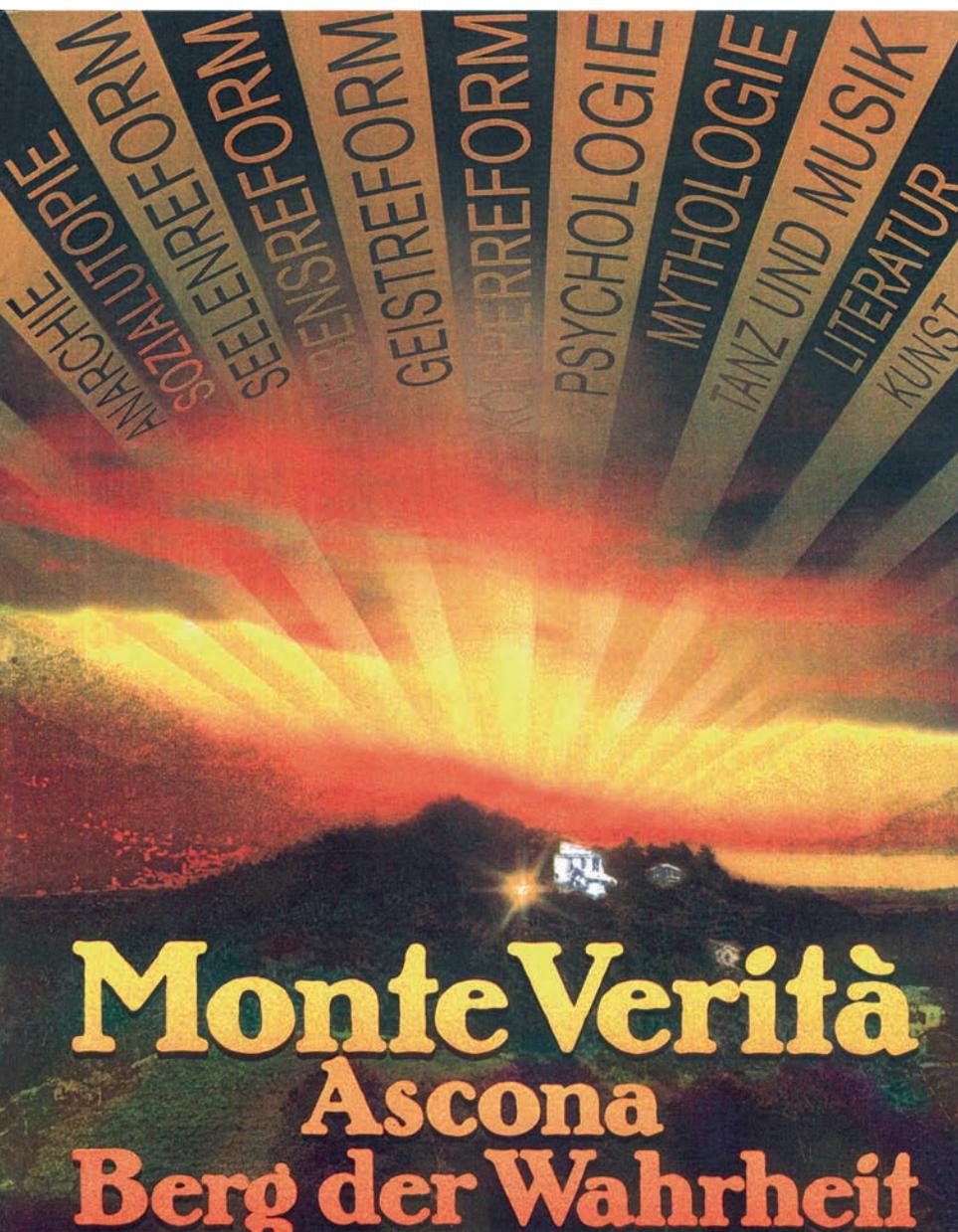
Es klingt wie ein Märchen: Da ziehen, kurz nach 1900, sieben Siebenbürger Sachsen – drei Brüder, drei Schwestern und die Mutter der Brüder – aus der Heimat in die Fremde, um eine Gemeinschaft zu gründen, in der Liebe und Brüderlichkeit das einzige Gesetz sein soll. Sie finden einen Berg in paradiesischer Landschaft am Lago Maggiore und nennen ihn »Berg der Wahrheit« – Monte Verità! Eine Gemeinschaft für Aussteiger, für Kulturflüchtlinge, für Kulturrebellen.

Genauer gesagt waren es zwei Kronstädter und eine Kronstädterin, die im Herbst 1900 von München her aufbrachen und zu Fuß die Alpen überquerten: die Brüder Gustav und Karl Gräser – der eine Maler, der andere Exoffizier – und die Pianistin Ida Hofmann. Im wärmeren Süden wollten sie Siedlungsland für ihre Sehnsuchts Hoffnung finden. Die andern zogen später nach.

Was hatten sie vor? Den Grundstock ihrer Wahrheit bildeten die Ideen der Lebensreform: Umkehr zu einer »natürlichen Lebensweise« in Licht, Luft und Freiheit. Verzicht

1978, in der Durchbruchzeit der neuen Umweltbewegung, brachte der Schweizer Museumsleiter und Kurator Harald Szeemann mit seiner Schau über den Monte Verità die frühen Vorläufer wieder ins Bewusstsein.

Alle Abbildungen in diesem Beitrag: © Deutsches Monte Verità Archiv Freudenstein



auf die gesellschaftlich anerkannten Laster: Alkohol, Tee, Kaffee, Fleisch, selbst auf Milch und Eier – sie waren die erste Gemeinschaft von Veganerinnen und Veganern. Aber es ging ihnen um mehr als Ernährungsreform: um die Befreiung von den Zwangsritualen einer überalterten autoritären Gesellschaft. Weg mit Mieder und Kragen, Korsett und Zylinder, Manschetten und anderen Marotten! Weg auch mit einer weltverneinenden Weltsicht! Tore auf für Lust und Liebe, für Spiel und Tanz! Der Kadavergehorsam von Kaisers Gnaden sollte ein Ende haben.

Vorreiter aus Siebenbürgen

Der Maler und Dichter Gustav Arthur Gräser aus Mediasch/Mediaș, geboren in Kronstadt/Brașov, der sich im Süden Gusto nannte, war in Wien Schüler des Kulturreformers Karl Wilhelm Diefenbach gewesen. In dessen Künstlerfamilie erlebte er den Ansatz zu einer Kommune, aber den autoritären Stil seines Meisters lehnte er ab. In der neuen Gemeinschaft sollte es keinerlei Herrschaft geben.

Wie aber war es möglich, dass den Kern dieser Siedlergruppe gerade Sachsen aus dem Karpatenland ausmachten? Was trieb sie in die Ferne, was trieb sie in das Wagnis einer Utopie?

Sie waren nicht die Einzigen, die aus dem Osten und Südosten Europas kamen. Andere schlossen sich ihnen an: der slowakische Arzt Albert Škarvan, der vagabundierende Schriftsteller Emil Szittyta aus Budapest, der Tänzer Rudolf von Laban, dessen Vorfahren mütterlicherseits aus Kronstadt stammten, der deutschbaltische Dichter Bruno Goetz, der deutsch-russländische Ozeanforscher Ferdinand von Wrangell, der ungarische Ingenieur Wladimir Straskraba, der österreichische Theosoph Rudolf Steiner und andere mehr. Sie alle zog es nach Ascona und zum Monte Verità – warum?

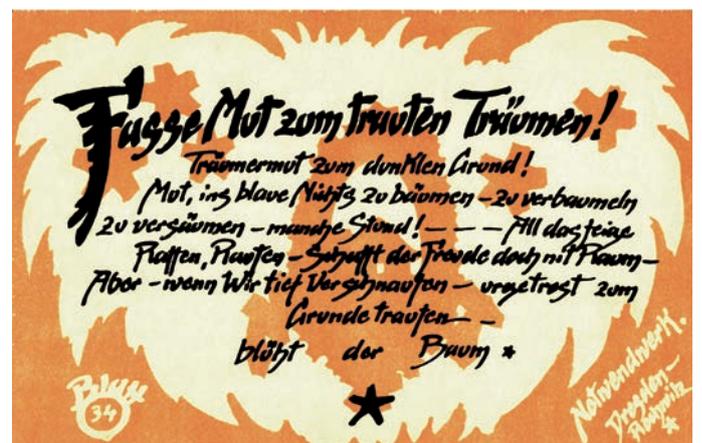
Weil in ihrer Heimat, im autoritär bis despotisch regierten Osten, der politische und kulturelle Rückstand größer war als anderswo. Dass die Menschen aus Siebenbürgen dagegen besonders entschlossen aufbegehrten, zeigt, dass der Veränderungsdruck in ihrer Volksgruppe noch stärker war als anderswo im östlichen Europa. Zwar galten und gelten diese Auslandsdeutschen als besonders freiheitsliebend, aber ihre Lage hatte sich verändert. Kurz bevor Gusto im Jahr 1879 geboren wurde, verloren sie ihre Privilegien, ihre Freiheitsrechte. Sie sollten magyarisiert werden; Ungarisch wurde Amtssprache. Die kleine Gruppe, die im Verlauf der vergangenen zwei Jahrhunderte ethnisch, religiös und kulturell zur Minderheit in der Diaspora geworden war, hatte entschiedener denn je um ihre Eigenständigkeit zu kämpfen. Das musste zu einer harten Disziplinierung in ihrem kulturellen Innenraum führen. Schule und Kirche wurden mehr als je zuvor eine »feste Burg«, in der die Begabtesten der jungen Generation sich gefangen und eingezwängt fühlten.



Die Humanitas-Gemeinschaft des Malers Karl Wilhelm Diefenbach auf dem Himmelhof vor Wien im Herbst 1898; Diefenbach sitzend links, Gustav Arthur Gräser stehend ganz rechts



Gusto Gräser mit Frau und Kind im Sommer 1911 in Dresden. In diesem Jahr unternahm er von München aus eine Demonstrationstour quer durch Deutschland, die ihn bis nach Berlin und Hamburg führte.



Ein Blatt aus Gusto Gräsers Druckschrift *Notwendwerk*, die 1925 in Dresden entstand. Als er damit nach München kam, wurde er als »staatsgefährlicher Rumäne« aus Deutschland ausgewiesen. Das Zeugnis von Thomas Mann wendete seine Vertreibung ab: »Dieser Mann ist reinen Herzens.«

Aussteiger und Prophet

Wer wie Gusto Gräser aus einer geistlich und pietistisch geprägten Familie stammte, war davon besonders stark betroffen. Drei Sachsenbischöfe zählten zu seinen Vorfahren, sein Großvater war Pfarrer gewesen. »Pfad war hart, die Seele weich, und mit nackten Füßen schritt ich auf dem harten Pfad – büssen, büssen, büssen.« Das schrieb der junge Gustav im Rückblick auf seine Kindheit. Der dichtende Träumer flog aus dem Hermannstädter Gymnasium. Trost und Zuflucht fand er im Wald, in der Natur. Er wird deren Heilkraft nie vergessen, wird ihr Sendbote werden. Jahrzehntlang wird er durch die deutschsprachigen Länder ziehen, Reden haltend und seine Schriften verteilend.

Nicht nur Naturliebe und Freiheitsdrang brachte dieser Aussteiger mit, auch das geschärfte Gewissen aus einer langen christlichen Tradition und Innerlichkeit. Im Widerstand gegen seinen Lehrer Karl Wilhelm Diefenbach berief er sich auf den »Geist, der mir ward durch Gott, meinen ewigen Meister, den ich immer als letzten befrage. [...] Ich gehöre dahin, wo die Wahrheit waltet.« Ins Prophetische gesteigert setzte er die Predigtarbeit seiner Vorväter fort, jetzt als Anwalt der gefährdeten Natur, regelmäßige Verhaftungen und Ausweisungen nicht scheuend.

»Ohne Zwang!« wurde Gustos Losung. »Ohne Zwang« hieß auch eine Gemeinschaft, die sein von ihm angeleiteter Bruder Karl als Offizier in der österreichischen Festungsstadt Przemyśl zusammen mit dem Erzherzog Leopold von Österreich-Toskana alias Leopold Wölfling gründete. Dass Leopold, ein Großneffe des regierenden Kaisers Franz Joseph, seine fürstlichen Privilegien von sich warf und sich den berüchtigten »Naturmenschen« von Ascona anschloss, brachte einen Riss im Gebäude der Donaumonarchie zutage. Jahrelang beschäftigte der Skandal die Illustrierten der Welt. Leopold wandte sich zwar bald darauf wieder von den Idealen der Lebensreform ab und begeisterte sich später für die Nationalsozialisten, aber durch seinen Bruch mit dem Kaiserhaus wurde der Druck im Dampfkessel der Autokratien offenkundig.

Mit solchen Plakaten lud Gusto Gräser in Berlin zu seinen »Öffentlichen Gesprächen« ein, die er im Winter 1927/28 abhielt.



Gusto Gräser im Herbst 1956 an seinem Lieblingsplatz in München-Freimann: Im Geäst eines alten Weidenbaums verfasste er hier seine späten Dichtungen.

Der friedliche Weg

Dieser Druck entlud sich schließlich in den Schüssen von Sarajevo, die der Auslöser des Ersten Weltkriegs werden sollten. Die Brüder Gräser reagierten auf andere Weise: Sie suchten einen friedlichen Weg, den Weg der Reform. Und sie beschränkten ihn selbst durch die Gründung einer Gegengesellschaft. Die Radikalität ihrer Utopie – auch in ihren Übertreibungen – ist nur verständlich vor dem Hintergrund der unheiligen Allianz von Kirche und Staat in den reaktionären Monarchien.

Geradezu symbolisch verkörperte sich der Widerstand der Montevertänener auch in der Person des Ungarn Rudolf von Laban. Er wuchs in Kronstadt und Sarajewo auf, wo sein Vater als Feldmarschall die unbotmäßigen Bosnier in Schach hielt. Der Sohn aber begeisterte sich für die wilde Natur dieser Landschaft und für die Wirbeltänze der muslimischen Sufis. Er entzog sich dem Militärdienst. Und während im Weltkrieg die Großmachtfantasien der Monarchie zerplatzten, führte Laban auf dem Monte Verità die multikulturelle Vielfalt der alten Südosteuropa fort mit Tanzritualen aus aller Welt.

Gusto Gräser, im selben Jahr wie Laban geboren, verweigerte den Kriegsdienst zweimal. Erst 1901, dann wieder 1915, jeweils in Kronstadt, und büßte dafür in den Kasematten der Festung auf dem Schlossberg. 1915 wurde er zum Tode durch Erschießen verurteilt, wartete drei Tage in der Todeszelle auf seine Hinrichtung, wurde dann aber in eine Irrenanstalt gesteckt. 1916 kehrte er auf den Wahrheitsberg zurück.

Der ukrainische Denker und Lebensreformer Afrikan Spir hatte schon um 1860 die »natürliche Lebensweise« zum Grundstock seiner Philosophie gemacht. Er wirkte damit auf Friedrich Nietzsche, inspirierte dessen Idealkolonie in Sorrent. Am Schluss von Nietzsches *Also sprach Zarathustra* erscheint darum ein Gegenspieler des Willen-zur-Macht-Propheten: ein »Pflanzler und Wurzelmann«, ein »freiwilliger Bettler«, »ein friedfertiger Mensch und Berg-Prediger«, der

im Walde wohnt und mit den Tieren redet, ein Dichter, der mit Singen und Brummen die Natur preist. Diese Version wurde mit Gusto Gräser zur Wirklichkeit.

Der Ruhm des Berges

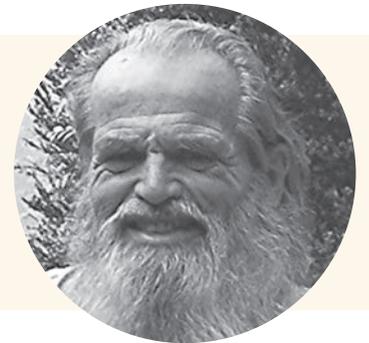
Die Art von Lebensreform, die sich in Ascona entfalten konnte und von nachhaltiger Wirkung blieb, war also eine Frucht der teilweise rückständigen Verhältnisse im Osten und Südosten Europas. Der Ruf und Ruhm des Berges wurde oft von Dichtern weitergetragen, die aus dem deutschsprachigen östlichen Europa kamen: von Franz Kafka, Franz Werfel, Max Brod, Emil Szitty, Adolf Meschendörfer, Dieter Schlesak, Hans Bergel und anderen Autoren. Meist ohne Nennung von Namen, wie auch bei Hermann Hesse, der Gräsers heimlicher Biograf wurde. 1907 saßen die beiden Jungdichter in einer

Felsgrotte der Südalpen zusammen und studierten die heiligen Schriften der Inder und Chinesen. Zehn Jahre später, im August 1917, spielte sich auf der Waldwiese unterhalb der Grotte ein nächtliches Tanzfest ab, inszeniert von Rudolf von Laban und ausgestattet von dem rumänisch-jüdischen Maler Marcel Iancu/Janco. Mitten im Grauen des Weltkriegs fand auf dem Monte Verità ein »anationaler« Kongress statt, der Menschen feindlicher Nationen zusammenführte: Russen, Franzosen, Engländer und Deutsche. Sie trafen sich im Geist der Gewaltlosigkeit, im Geist der Lebensreform.

Den Monte Verità wird man hundert Jahre später einen »Gral der Moderne« nennen, die »Wiege der Alternativbewegung«. Der Ort ist zum Mythos geworden, zum Leuchtturm für suchende Menschen.

Hermann Müller

Hermann Müller (* 1931) wurde ein Weggefährte Gusto Gräsers, nachdem er ihn 1955 in München kennengelernt hatte. Von 1986 bis 2002 gab Müller die *Gräser-Blätter* (später *Monteveritana*) heraus. Er verfasste zahlreiche biografische Schriften zu Gräser und wirkt als dessen Herausgeber. Im Deutschen Monte Verità Archiv Freudenstein, das in Originalen oder Kopien Gusto Gräsers gesamten Nachlass beherbergt, sammelt er außerdem alles zur Geschichte des »Wahrheitsbergs« und zu den aus ihm hervorgegangenen Bewegungen. Viele Archivalien und aktuelle Informationen sind auch über die von ihm aufgebaute Website abrufbar: www.gusto-graeser.info



Die neue Tanzweise des amerikanischen Tänzerpaars Isadora und Raymond Duncan entwickelte Gräser zum freien Ausdruckstanz, den er mit russischen Flüchtlingen inszenierte. Durch Mary Wigman und Rudolf von Laban wurde dieser »absolute Tanz« auch als *German Dance* berühmt. Die Aufnahme von 1914 zeigt Rudolf von Laban mit seinen Tänzerinnen am Strand des Lago Maggiore. Die neue Tanzweise des amerikanischen Tänzerpaars Isadora und Raymond Duncan entwickelte Gräser zum freien Ausdruckstanz, den er mit russischen Flüchtlingen inszenierte. Durch Mary Wigman und Rudolf von Laban wurde dieser »absolute Tanz« auch als *German Dance* berühmt. Die Aufnahme von 1914 zeigt Rudolf von Laban mit seinen Tänzerinnen am Strand des Lago Maggiore.



FRAUENBEWEGTES SCHLESISIEN

Von Breslau gingen starke Impulse für die Emanzipationsbewegung aus

Die Frauenbewegung gehört zu den großen Reformbestrebungen der vergangenen 150 Jahre. Um 1900 befand sich diese vielschichtige Bewegung in Deutschland auf einem Höhepunkt. Es gab eine große Zahl von Vereinen und Organisationen, in denen sich Frauen für ihre Rechte und Unabhängigkeit engagierten, und eine vielfältige, den Zielen der Frauenemanzipation gewidmete Publikationstätigkeit. Ähnlich wie bei vielen anderen Reformbewegungen der Moderne gingen auch die Aktivitäten der Frauenbewegung vor allem von den großen Städten aus: Berlin, Dresden und München gelten als ihre wichtigsten Zentren.

Aber auch in der schlesischen Metropole Breslau/Wrocław, die mit einer Einwohnerschaft von 450 000 Menschen zu den größten Städten des Reiches gehörte, entstanden zahlreiche Frauenvereine. Sie widmeten sich unterschiedlichen sozialen, kulturellen, rechtlichen oder beruflichen Schwerpunkten. Bereits 1866 entstand der

Frauenbildungsverein zur Förderung der Erwerbstätigkeit, 1891 der Verein Frauenwohl, der unter anderem Rechtsberatung für Frauen anbot. Es gab Vereine, die sich vor allem um soziale Belange wie den Mutterschutz oder die Armenfürsorge kümmerten, aber auch eine Initiative zur Verbesserung der Frauenkleidung und einen Damenverein für Stenografie.

Einer der größten Frauenvereine war der 1894 gegründete Kaufmännische Verein weiblicher Angestellter mit mehr als 2 500 Mitgliedern. Er vertrat die Interessen der immer größer werdenden Zahl von Frauen, die im Einzelhandel arbeiteten. In vielen dieser Vereine spielten weibliche Angehörige der großen jüdischen Gemeinde Breslaus wie Anna Simson und Clara Neißer eine herausragende Rolle. Ihr Engagement entsprang auch dem Wunsch des liberalen, wirtschaftlich oft erfolgreichen Judentums, sich sozial und politisch in den Staat einzubringen, in dem es sich endlich gleichberechtigt angenommen glaubte.



Marie Wegner um 1900
© Familienarchiv Bettin, Greifswald

Im Jahr 1903 erfolgte auf Initiative von Marie Wegner (1859–1920) die Gründung des Schlesischen Frauenverbands, der die Aktivitäten der einzelnen Vereine zusammenführte und verstärkte. Seinen Sitz hatte der von ihr geleitete Dachverband in der Wohnung des Ehepaars Wegner in der Kaiser-Wilhelm-Straße 109 im südlichen Stadtteil Kleinburg, einem großbürgerlichen Gründerzeitviertel Breslaus.

Hier befand sich auch die Redaktion der *Frau der Gegenwart*, die von 1909 bis 1919 von Marie Wegner



herausgegeben und verlegt wurde. Als *Deutsche Zeitschrift für moderne Frauenbestrebungen*, wie der Untertitel lautete, informierte sie in zwei Ausgaben monatlich über Frauenstimmrecht, Berufe für Frauen, soziale Fragen und politische Entwicklungen im In- und Ausland. Außerdem stellte sie neue Bücher und führende Persönlichkeiten der deutschen und internationalen Frauenbewegung vor.

Ein wichtiges Thema, nicht erst ab 1914, war der Pazifismus, der in Wegners frauenpolitischem Engagement von Beginn an eingeschlossen war. Im September 1912 erschien erstmals die Beilage *Friedens-Fragen*, die Elisabeth Friedrich verantwortete und die Wegner wie folgt ankündigte:

Zum ersten Male wagt es eine deutsche Frauenzeitschrift, ihre Spalten ständig dieser hochwichtigen Kulturarbeit zu öffnen, und die Herausgeberin hofft und rechnet auf die weitestgehende Unterstützung der Frauenbewegung.

Denn tatsächlich war der Pazifismus in der bürgerlichen Frauenbewegung des Kaiserreichs eher eine

Randerscheinung, sahen sich Frauen, die sich für Frieden und Völkerverständigung einsetzten, oftmals Angriffen nationalistischer und patriotischer Kreise ausgesetzt. Es gelang nicht vielen Frauen, den pazifistischen Überzeugungen treu zu bleiben, die Bertha von Suttner in ihrem 1889 erschienenen Roman *Die Waffen nieder!* so mitreißend formuliert hatte.

Ein anderes, kaum umstrittenes Wirkungsfeld der Frauenbewegung war die Mädchen- und Frauenbildung, also der Zugang von Mädchen zu höheren Schulabschlüssen und schließlich auch zum Studium. Hatten fortschrittliche Länder wie die Schweiz oder England Frauen bereits in den 1870er Jahren zum Studium zugelassen, war es in Deutschland das Großherzogtum Baden, das im Jahr 1900 seine Hochschulen erstmals für Frauen öffnete, während das große Preußen erst 1908 folgte. Das erste Gymnasium in Breslau, an dem Mädchen das Abitur ablegen konnten, war ab 1909 die Viktoriaschule in der Blücherstraße. Die Chemikerin Clara Immerwahr war im Jahr 1900 die erste Frau, die an der Breslauer Friedrich-Wilhelms-Universität einen Dokortitel



Titelvignette der *Frau der Gegenwart*, 1913
Quelle: Wikimedia Commons

erwarb; sie hatte für die Zulassung zum Studium und zur Promotion noch Ausnahmeregelungen benötigt.

Nach dem Ersten Weltkrieg erhielten auch in Deutschland die Frauen das aktive und passive Wahlrecht und wurden den Männern grundsätzlich gleichgestellt. Der 1919 mit großer Beteiligung gewählten Nationalversammlung gehörten 37 Frauen aus verschiedenen Parteien an, den größten Anteil stellte mit 19 weiblichen Abgeordneten die Sozialdemokratie. Die einzige Schlesierin darunter war Anna Nemitz (1873–1962, USPD) aus Liegnitz/Legnica.

Heinke Kalinke

Dr. Heinke Kalinke ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Bundesinstitut für Kultur und Geschichte des östlichen Europa (BKGE) in Oldenburg (→ S. 52–54).

◀ Die Viktoriaschule, das erste Mädchengymnasium Breslaus, 1909
© Universitätsbibliothek Breslau/Wrocław, grafische Abteilung

▶ Blick in die Kaiser-Wilhelm-Straße in Breslau-Kleinburg um 1908
© Sammlung HAUS SCHLESISIEN, Königswinter



HACHSCHARA: ANDERS LEBEN ODER ÜBERLEBEN?

Wie sich Jüdinnen und Juden in der Neumark auf ein Leben in Palästina vorbereiteten

Hachschara heißt im Hebräischen »Ertüchtigung«, Ertüchtigung für ein anderes Leben. Es war das Schlagwort der zionistischen Bewegung für die Vorbereitung auf die Auswanderung nach Palästina. Dieses »andere Leben« sollte ein Arbeiterleben zum Aufbau der »jüdischen Heimstätte« in Palästina sein. Das machte die »Berufsumschichtung« zur Voraussetzung: von den im Judentum stark vertretenen Handels-, Bank- und freien Berufen zur Land- und Handarbeit. Dazu brauchte es Umschichtungsstellen, und die gab es in der Provinz Brandenburg schon zur Weimarer Zeit. Es gab sie zwar noch nicht in der Neumark, aber im angrenzenden Kreis Deutsch Krone/Walcz mit Georgsthal/Jeziorko

wurde die *Hachschara* ein Massenphänomen. Nicht nur stiegen die Mitgliederzahlen zionistischer Organisationen sprunghaft an. Auch die Nachfrage nach Ausbildungsstellen wuchs in einem Maße, dass der *Hechaluz* (»Der Pionier«, Dachverband zionistischer Jugendorganisationen), der sich die Vorbereitung auf die Auswanderung zur Aufgabe gemacht hatte, zur inländischen noch eine Auslands-*Hachschara* einrichten musste. Diese »Straße der Rettung« (*Perez Leshem*) reichte von Frankreich bis Polen und von Schweden bis Italien. *Hachschara* wurde ein europäisches Phänomen und ermöglichte Tausenden das Überleben. Als Länder mit großen jüdischen Minderheiten waren an ihr neben Polen



Hachschara-Zentrum Altkarbe, um 1935: Arbeit im Sägewerk (oben), Füttern des Geflügels (rechts).
Beide Fotos: Abraham Pisarek, © Bildarchiv Pisarek/akg-images

und Ludwigshorst/Świętosław sogar zwei in jüdischer Hand befindliche Gutszentren, die bis 1932 Ausbildung im Sinne der *Hachschara* betrieben. Im Ergebnis waren alle diese Bestrebungen in Deutschland nicht sehr erfolgreich. Nur rund 3 300 von 525 000 deutschen Juden und Jüdinnen wanderten nach Palästina aus, ein äußerst schmaler Anteil an den 126 000 Immigranten zwischen 1919 und 1932. Von ihnen hatten auch nicht alle eine landwirtschaftliche Ausbildung durchlaufen.

Straße der Rettung

Mit der NS-Machtübernahme trat ein radikaler Wandel ein. Unter dem Druck von Diskriminierung und Verfolgung

auch Litauen und Lettland beteiligt. Die Bewegung griff in das selbständige Memelgebiet wie in die Freie Stadt Danzig aus. In der Tschechoslowakei wurden zwischen 1933 und 1937 rund 500 *Hechaluz*-Mitglieder landwirtschaftlich ausgebildet, in Kroatien waren es zwischen 1933 und 1939 sogar 530, von denen die meisten später in verschiedenen Kibbuzim in Israel lebten. Das östliche Europa war in starkem Maße an der deutschen *Hachschara* beteiligt.

Lange Zeit unbeachtet blieben drei Ausbildungsstätten in der Neumark, Altkarbe/Stare Kurowo, Dragebruch/Drawiny, beide im Kreis Friedeberg/Strzelce Krajeńskie, und Heinersdorf/Chwałęcice bei Landsberg an der Warthe/Gorzów Wielkopolski. Bei steigender Zahl von Einwohnerinnen

und Einwohnern auf 2 879 im Jahr 1933 hatte die ländliche Gemeinde Altkarbe nur noch zwanzig jüdischen Glaubens. Unter diesen war ein Landwirt, der das Gut Obermühle besaß. Siegmund Levy hatte es 1924/25 von Max Pahl erworben und stellte es Ende 1933 für Zwecke der Hachschara zur Verfügung. Beschickt wurde die Ausbildungsstätte vom Jüdischen Pfadfinderbund *Makkabi Hazair* mit jungen Männern und Frauen. Bis Ende 1936 stieg seine Mitgliederzahl auf 6 000, von denen 1 300 auf Hachschara waren.

Pioniere in der Neumark

Für den Makkabi Hazair hatte Altkarbe Vorbildcharakter, da es die erste von ihm betriebene Ausbildungsstätte war, vor Westerbeck im Kreis Steinfurt, das im Januar 1934 mit drei *Chawerim* (»Kameraden«), unter ihnen Henry Cohen aus Altkarbe, begann. Dann ging es schnell: im Mai 1935 Halbe, im April 1936 Löhnberghütte bei Weilburg, im Sommer 1936 Ahrensdorf bei Trebbin und Ende 1936/Anfang 1937 Freienstein in Vorpommern. Dieser Aufwuchs an Ausbildungskapazität verdankte sich Hans Sternberg (1898–1974). Der Altwandervogel, Diplom-Landwirt und Verbandsfunktionär hatte bis 1932 das Gut Georgsthal bei Deutsch Krone als Hachschara-Stätte betrieben und war von 1933 bis zu seiner Auswanderung nach Palästina 1936 für die landwirtschaftliche Ausbildung von Jüdinnen und Juden in Deutschland verantwortlich. Da er auch im Vorstand des Makkabi Hazair für die Stellenbeschaffung zuständig war, konnte er »seine« Organisation besonders bedenken. Seine Erfahrung in Betriebsführung und im Umgang mit Auszubildenden prädestinierte ihn für schwierige Einsätze. Über das am Rande von Riga gelegene einzige Hachschara-Gut in Lettland bemerkte Perez Leshem: »Entscheidende Fortschritte machte Bellesmuiza erst, nachdem die ex-Studenten aus Deutschland dazugekommen waren und Hans Sternberg im Juni/Juli 1933 eine Reorganisation des Betriebes durchführte.«

Die Hachschara warf für die Praktikantinnen und Praktikanten viele Fragen auf und steckte voller Schwierigkeiten, angefangen mit der ungewohnten körperlichen Arbeit und endend mit der Einübung in kollektive Lebensformen. Der Bundesvorstand des Makkabi Hazair in der Person des mit Berufsverbot belegten Rechtsanwalts Dr. Bernhard (Hardi) Swarsensky (1908–1968) machte sich im April 1936 ein Bild von der Situation in Altkarbe:

Der schon lange fällige [...] Besuch Hardi's in Altkarbe konnte endlich verwirklicht werden. Hardi weilte einen ganzen Tag bei den Chawerim und hatte Gelegenheit, in vielen Gesprächen alle Fragen des Chewrah-Lebens [Leben in einer Gruppe, die als vorwiegend gesellschaftliche Einheit betrachtet wird] zu berühren. Hardi's Eindruck war trotz der in manchen Einzelfällen noch bestehenden Schwierigkeiten recht positiv, insbesondere da alle den unbedingten Willen zur Kooperation zeigten.

Swarsensky wurde 1937 Präsident des Makkabi-Weltverbandes und floh 1939 nach Argentinien, wo er als Journalist, Herausgeber und Buchautor tätig war. Der überzeugte Zionist gab in Buenos Aires die *Jüdische Wochenschau* heraus und stand von 1942 bis 1953 der Nueva Comunidad Israelita vor. Seine Anfänge lagen wie bei Hans Sternberg in der jüdischen Jugendbewegung: Blau-Weiß – Bund für Jüdisches Jugendwandern, *Kadima* (»Vorwärts«) und Jüdischer Pfadfinderbund (*Brith Hazofim*). Ohne die Impulse aus der Jugendbewegung ist die deutsche *Chaluz*-Bewegung nicht denkbar; sie öffnete eine Tür zu anderen Lebensformen.

Ein Platz zum Überleben

Denselben Weg von der jüdischen Jugendbewegung zum Makkabi Hazair hatte auch Heinz Gochsheimer zurückgelegt, dem nach seiner Internierung im KZ Fuhlsbüttel im Januar 1939 die Ausreise nach Palästina gelang. Er und zwei



andere Chawerim aus Altkarbe hatten Deutsch Krone 1936 besucht. Die Hachschara in Altkarbe sollte erweitert werden. Als die »schwierigen Vorarbeiten« für diese »Mittleren-Hachschara« (der 15- bis 17-Jährigen) abgeschlossen waren, musste Anfang Juli 1936 das bisherige Hachscharah-Zentrum Altkarbe geräumt werden. Die Gründe mögen ähnlich wie im Fall Dragebruch gewesen sein. Der Regierungspräsident in Frankfurt (Oder) hatte Ende Oktober 1934 erklärt:

Vom polizeilichen Standpunkt aus sind [...] nicht unerhebliche Bedenken geltend zu machen. Die Tatsache, daß in einem kleinen Ort wie Dragebruch [...] nicht weniger als

15 Juden untergebracht sind, ist geeignet, Unruhe in die zu 95% nationalsozialistisch eingestellte Bevölkerung zu tragen.

Wie Dragebruch dürfte auch Heinersdorf mit zwanzig Praktikanten (1934) auf dem Gut von Alex Levy (?) nur eine kurze Betriebsdauer gehabt haben, aber jeder Platz konnte in dieser Zeit ein Platz zum Überleben sein. Die von der Britischen Mandatsbehörde erteilten Einwanderungszertifikate für Palästina wurden bevorzugt an landwirtschaftlich Ausgebildete vergeben. 16 000 Menschen kamen auf diesem Wege zwischen 1932 und 1939 ins Land, und 9 000 der



Hachschara-Absolventen siedelten auf dem Land, indem sie sich landwirtschaftlichen Gemeinschaften anschlossen oder solche gründeten.

Die erste Gruppe aus Altkarbe ging 1935 nach Degania, das die Tradition des kleinen Kibbuz (auch *Kvuza*) zu wahren versuchte. Drei aus Altkarbe, Heinz Gochsheimer (in Israel Josef Gorres), Kurt Gundermann und Schlomo Stanger, gehörten mit Hans Sternberg zu jener Kerngruppe, die den Kibbuz *Maayan Zvi* gründete. Als Sternberg im Jahr 1974 in Maayan Zvi starb und ein Grabstein für ihn enthüllt wurde, leitete Schlomo Stanger das Gespräch zum

Andenken an diesen »ewig konstruktiven Nonkonformisten«. Die Entscheidung für ein anderes Leben war nicht nur in seinem Fall eine Entscheidung zum Überleben. Altkarbe hatte seinen Anteil daran.

Hubertus Fischer

Prof. i. R. Dr. Hubertus Fischer lehrte bis 2008 an der Leibniz-Universität Hannover Ältere deutsche Literatur und war Mitbegründer des Zentrums für Gartenkunst und Landschaftsarchitektur (CGL). Er veröffentlicht seit 2008 unter anderem Bücher und Aufsätze zur jüdischen Garten- und Landschaftskultur.



Hachschara-Zentrum Altkarbe, um 1935: Lehrer erklärt die Funktion einer Landmaschine
Foto: Abraham Pisarek, © Bildarchiv Pisarek/akg-images

EINE ODESAER SECESSION

Die Kunstmetropole am Schwarzen Meer im Kontext der europäischen Moderne

Als Metropole am Schwarzen Meer spielte Odessa/Odesa* zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine äußerst wichtige Rolle. Die Verbindung der Stadt mit dem europäischen Kulturraum wurde jedoch in den ersten Jahren der Sowjetunion gekappt. Die sowjetische Kulturgeschichte schreibung leugnete diese Einbindung. Die Spuren der aktiven Zusammenarbeit zwischen Künstlerinnen und Künstlern aus Odesa und München hat sie sorgfältig verwischt.

Dabei handelte es sich jedoch um einen faszinierenden Aspekt der europäischen Kunstgeschichte, der einerseits das Entstehen der modernen südukrainischen Schule der Malerei prägte, andererseits Rückwirkungen auf die Münchner Secession hatte.

Von Odesa nach München – und zurück

Zwei Künstler spielten dabei eine zentrale Rolle: Wolodymyr Isdebskyj (1882–1965) und Wassily Kandinsky (1866–1944). Beide wuchsen in Odesa auf, erhielten dort ihre erste künstlerische Ausbildung und debütierten in der Kunstszene. Der Name Isdebskyjs ist heute nur noch Eingeweihten bekannt, Kandinsky dagegen gilt als einer der wichtigsten Schöpfer der modernen Kunst.

* Auf Wunsch der Autorin verwenden wir in diesem Beitrag durchgängig die von der deutschen abweichende ukrainische Schreibweise.

1896 zog Kandinsky nach München, wo er zunächst an der Schule von Anton Ažbe und später an der Kunstakademie bei Franz von Stuck studierte. Fünf Jahre später kam auch Isdebskyj nach München. Er studierte allerdings bei Wilhelm von Rümmer, dessen Marmorlöwen die Münchner Feldherrnhalle schmücken. Es war eine Zeit, in der viele ukrainische Kunstschaffende ihre Ausbildung in westeuropäischen Städten vervollkommneten.

Obwohl Isdebskyj und Kandinsky eine starke Verbindung zu Odesa hatten und Kandinsky jedes Jahr bis zum Anfang des Ersten Weltkrieges dorthin zurückging, um seine Familie zu besuchen und seine Werke auszustellen, bekamen die beiden Künstler nur wenige Chancen, sich in der Stadt zu begegnen. Der Grund dafür ist simpel: Isdebskyj war 16 Jahre jünger als Kandinsky.

Zwei Jahre lang tauchte Isdebskyj in die dynamische Atmosphäre der Münchner Secession ein, ließ sich von ihr inspirieren und erhielt die Impulse, die er später auch in Odesa umsetzte. In dieser Zeit lernte er Kandinsky kennen. Aus der Bekanntschaft entwickelte sich in Odesa Schritt für Schritt eine intensive Zusammenarbeit. Zwar führte dies nicht zur Bildung einer spezifischen Künstlergruppe, wie es damals üblich war, jedoch prägte sie ganz wesentlich die Prozesse, die sich als Odesaer Secession bezeichnen lassen – analog zu den künstlerischen Tendenzen in München.

Das Odesaer Museum der Schönen Künste im Potocki-Palast, einem der ältesten Paläste der Stadt. Am 23. März 1914 wurde hier die Frühlingsausstellung der Vereinigung der Unabhängigen eröffnet. Das Foto (© Kateryna Bakurova) entstand vor der Beschädigung des Gebäudes durch einen russischen Luftangriff im November 2023.





Wassily Kandinsky: Ohne Titel, 1910, Öl auf Leinwand, Staatliche Tretjakow-Galerie Moskau, Quelle: Wikimedia Commons

Die Avantgarde wird salonfähig

Diese Odesaer Secession wurde in drei groß angelegten Ausstellungsprojekten visualisiert, die in den Jahren 1909 bis 1914 stattfanden. Die Ausstellungen waren wichtige Ereignisse in der Südukraine der letzten Jahre vor dem Ersten Weltkrieg. Kennzeichnend für sie waren der Dialog mit Kolleginnen und Kollegen im Ausland, die Rezeption aktueller Tendenzen der modernen Kunst und die Reflexion ihrer Funktion sowie die Neugestaltung des Kunstmarkts und die Entwicklung des Publikumsgeschmacks. Schließlich markieren die Ausstellungen das Entstehen einer eigenständigen südukrainischen Schule der modernen Malerei. Eine große Rolle spielten dabei auch deutschsprachige Mäzene und Kunstsammler jüdischen Glaubens. So befanden sich in der privaten Kollektion von Jakob Peremen, der 1919 Odesa auf dem Schiff »Ruslan« in Richtung Palästina verließ, etwa zweihundert Werke fast ausschließlich südukrainischer Künstler der neuen Generation.

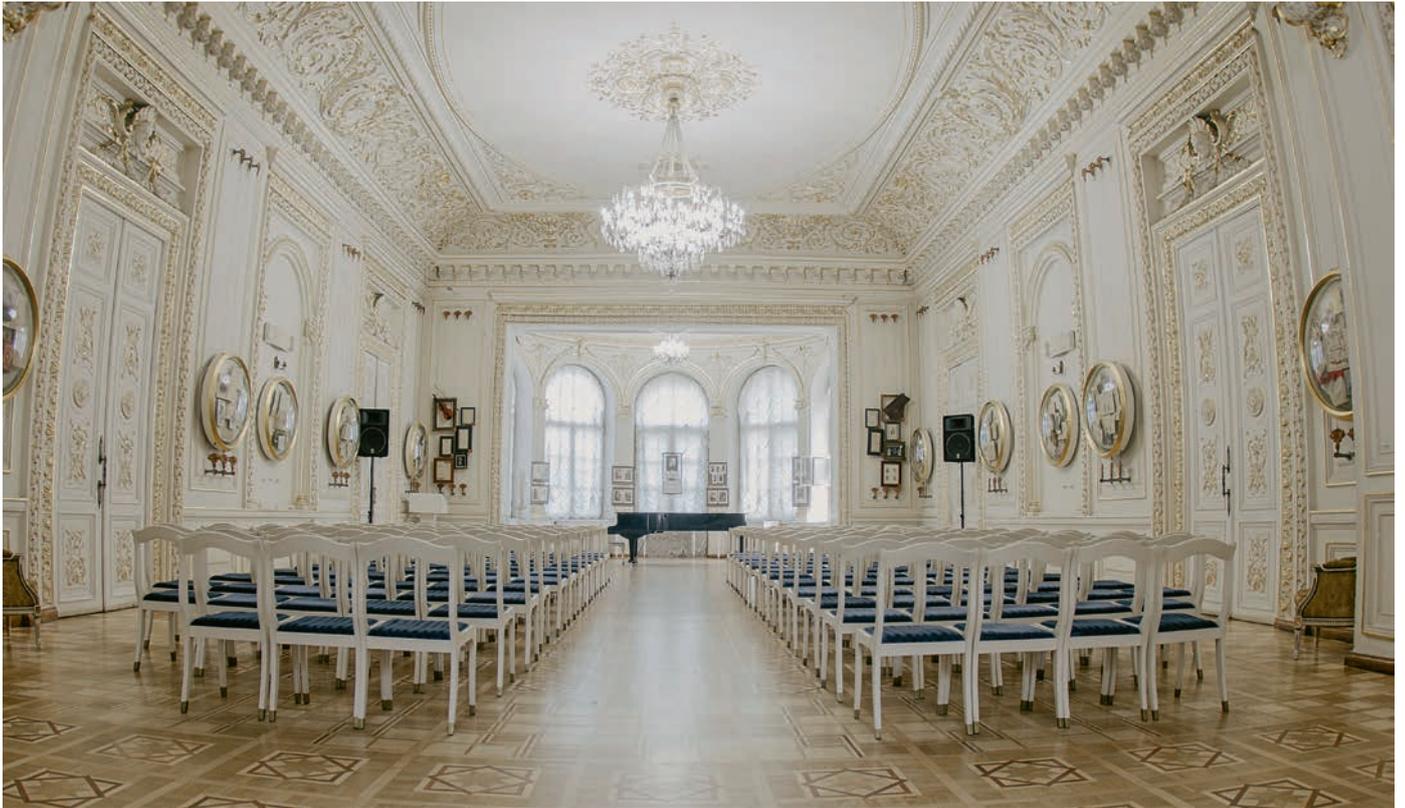
Die beiden Ausstellungen 1909 und 1911 organisierte Isdebskyj und nannte sie in Anlehnung an ähnliche

Ausstellungsprojekte in Paris und Berlin »Salon«. Bei der dritten Ausstellung im Jahr 1914 handelte es sich um die sogenannte Frühlingsausstellung der Vereinigung der Unabhängigen (ukr. *Tovarystvo Nezaleznykh*), die 1909 entstanden war und einen radikalen Bruch mit der akademischen Schule darstellte. Isdebskyj, der Odesa bereits 1912 verlassen hatte, trug zwar nicht direkt zur Ausstellung bei, jedoch ist sie ohne seinen Einfluss und seine Verbindung zu Kandinsky nicht denkbar.

Ein Visionär der Moderne

Die künstlerische Atmosphäre der Südukraine zu Beginn des 20. Jahrhunderts ist noch nicht im vollen Umfang erforscht. Jedoch weist die Zusammenarbeit von Kandinsky und Isdebskyj bei der Umsetzung der erwähnten Ausstellungen auf die zentrale Rolle Odesas bei der Entstehung der Avantgardekunst im europäischen Kontext hin.

Der erste Salon Isdebskyjs wurde in Odesa Ende November 1909 eröffnet. Die Schau, die anschließend auch in St. Petersburg und Riga gastierte, war zu jener Zeit das



Der »Goldene Saal« im Literarischen Museum Odesa. In den Sälen dieses Gebäudes präsentierte Wolodymyr Isdebskyj 1909 seinen ersten Salon. Foto: © Andrii Rafael

größte und zugleich fortschrittlichste Ausstellungsprojekt in der Geschichte des Russländischen Kaiserreiches. Sie präsentierte eine ganze Reihe wichtiger Namen der modernen Kunst: von Henri Matisse und Giacomo Balla bis Georges Braque, Henri Rousseau und Paul Signac. Viele von ihnen waren zum ersten Mal im russländischen Imperium zu sehen. Ganz neu war auch die Gesamtgestaltung des Salons: Die Ausstellungen wurden durch Veranstaltungen – Vorträge und Konzerte – ergänzt, die Fragen der zeitgenössischen Kunst in den Blick nahmen. Außerdem verfasste Isdebskyj für die Ausstellungskataloge Texte, die seine Vision des Modernen präsentierten. Im ersten Katalog veröffentlichte er nur einen einzigen Text, den er selbst geschrieben hatte. Vor der Publikation des zweiten Katalogs lud er hingegen auch andere Autoren zu Beiträgen ein und wählte letztendlich sechs Aufsätze aus.

In seiner Korrespondenz, namentlich mit David Burljuk, berichtete Isdebskyj über die Ratschläge und Empfehlungen, die er von Kandinsky während der Vorbereitungen der ersten Ausstellung erhalten hatte. Dass Kandinsky Isdebskyjs Unternehmungen ernst nahm, bestätigt auch eine weitere Tatsache: Er stellte dort nicht nur seine eigenen Werke aus, sondern vermittelte auch die Teilnahme anderer Kunstschaffender aus München. Bei der ersten Ausstellung 1909 waren insgesamt 75 Werke jener Künstlerinnen und Künstler in Odesa zu sehen, die am Anfang

desselben Jahres die Gründung der Neuen Künstlervereinigung München (NKVM) bekanntgegeben hatten: Kandinsky selbst, Gabriele Münter, Erma Bossi, Alexej Jawlensky, Marianna Werefkin und Alfred Kubin.

Kandinsky übernimmt

An den Vorbereitungen des zweiten Salons 1911 war Kandinsky noch stärker beteiligt. Er gestaltete die Lithografie für das Ausstellungsplakat und den Holzschnitt für den Katalogumschlag, schrieb den Artikel *Inhalt und Form* und übersetzte Arnold Schönbergs Text *Über Oktav- und Quintparallelen*. Diese Beiträge verdeutlichen, dass Odesa der Ort war, an dem Kandinsky seine neuen Ideen erprobte und sich von den Ideen anderer inspirieren ließ.

Im Februar 1911 präsentierte Kandinsky in Odesa seine ersten abstrakten Werke und arbeitete gemeinsam mit Isdebskyj am Ausstellungskatalog. Im Dezember verließ Kandinsky die von ihm mitbegründete NKVM, die seine abstrakte Malerei kritisiert hatte, gab die Gründung der Gruppe Blauer Reiter bekannt und veröffentlichte sechs Monate später den berühmten Almanach gleichen Namens, der auf Isdebskyjs Konzept eines Ausstellungskataloges basiert.

Die dritte Ausstellung der Odesaer Secession steht bereits in einem anderen Kontext: In diesem Fall ging es nicht so sehr um die Dynamik der künstlerischen Suche als um ihre Ergebnisse. Kandinsky präsentierte auf seiner letzten

Ausstellung in Odesa aktuelle abstrakte Werke, unter anderem seine *Komposition VII*, die im November 1913 entstanden war und später weltberühmt wurde. Odesa und die südukrainische Kunst wurden durch die Werke der Vereinigung der Unabhängigen repräsentiert. Hier zeigte sich deutlich die Entstehung einer modernen südukrainischen Malerschule.

Liana Bala-Kryshevska

Liana Bala-Kryshevska war an der Musikakademie und an der Pädagogischen Universität Odesa als Dozentin tätig. Als Kulturmanagerin liegt ihr Schwerpunkt auf der zeitgenössischen Kunst, außerdem bereitet sie ihre Promotion im Fach Philosophie an der Ludwig-Maximilians-Universität München vor.



Auf dem YouTube-Kanal des Deutschen Kulturforums östliches Europa kann Liana Bala-Kryshevskas Vortrag *Odesa – Brennpunkt der europäischen Avantgarde am Schwarzen Meer* abgerufen werden.
www.bit.ly/odesa_avantgarde



▲ Teofil Fraerman: *Stillleben*, 1918–1920, © Museum der zeitgenössischen Kunst Odesas. Fraerman wirkte in der Vereinigung der Unabhängigen mit.

▼ Wassily Kandinsky: *Komposition VII*, 1913, Öl auf Leinwand, Staatliche Tretjakow-Galerie Moskau, Quelle: Wikimedia Commons



DER SONNENDOKTOR VOM VELDESER SEE

Licht, Luft und Wasser: Das war das Rezept des Naturheilers Arnold Rikli gegen alle bekannten Krankheiten. Zu seiner Zeit stieß er damit auf Gegenwind, heute ist sein ganzheitlicher Ansatz weltweit anerkannt. In Veldes/Bled kann man jetzt per App auf seinen Spuren wandeln.



Ein Schweizer grüßt die Sonne: Arnold Rikli beim ersten Test der von ihm entwickelten Lufthütte. Foto: Benedikt Lergetporer (nachkoloriert), Archiv Vojko Zavodnik



Wenn heute die slowenische Alpenperle Veldes/Bled unter dem Ansturm der Touristenmassen zu ersticken droht, wünschen sich immer mehr Einheimische den legendären »Veldeser Sonnendoktor« zurück. Bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelte der Schweizer Arnold Rikli für die angesehenen Gäste des Orts ein Paket an Kurleistungen, dessen Wirksamkeit sich bald herumsprach. Reservierungen erfolgten Jahre im Voraus, die Patientinnen und Patienten mussten sich ausnahmslos an Riklis strenge Regeln halten. Als er in den 1880er Jahren die erste Kolonie von Lufthütten unter dem Burgfelsen offiziell eröffnete und seine Kurgäste in komfortabel ausgestatteten Holzbaracken an den attraktivsten Stellen des Seeufers unterbrachte, war das weit mehr als »Glamping«, das heute so beliebte Camping mit Glamourfaktor. Denn Arnold Rikli war ein echter Visionär. Sicher einer der größten Pioniere der Naturheilkunde, begründete er die »atmosphärische Kur« und war verantwortlich für den Beginn des organisierten Kurtourismus in Veldes.

Vom Färber zum Heiler

Die Lebensgeschichte von Rikli bietet Stoff für einen spannenden Roman. Geboren wurde er 1823 in Wangen an der Aare, Kanton Bern. Schon als Kind und besonders während seiner Lehrjahre sehnte er sich stets danach, im Mühlenbach bei seinem Elternhaus oder in der Aare zu baden und auf Waldlichtungen Sonnen- und Luftbäder zu genießen. Mit seinem Bruder Rudolf experimentierte er im Labor seines Vaters, der Besitzer einer Färberei war. Schon damals vermutete Rikli, dass – ähnlich wie bei den Pflanzen – eine gezielte und geregelte Luft- und Lichtströmung auch auf den menschlichen Körper positiv und heilend wirken kann. Nach seinem Schulabschluss im Alter von 16 Jahren legte er die gesamten rund 260 Kilometer von Ludwigsburg bei Stuttgart nach Wangen zu Fuß zurück, unendlich glücklich und endlich frei von schulischen Verpflichtungen. Ein Wendepunkt in seinem Leben war 1843 der Besuch in der Rotfärberei seines Onkels Moser in Haidenschaft/Ajdovščina, heute Slowenien, damals Österreichisches Küstenland. Dort entdeckte er drei Bücher des Wasserheilers Carl Gottlieb Munde, die sein Leben und seine Denkweise nachhaltig

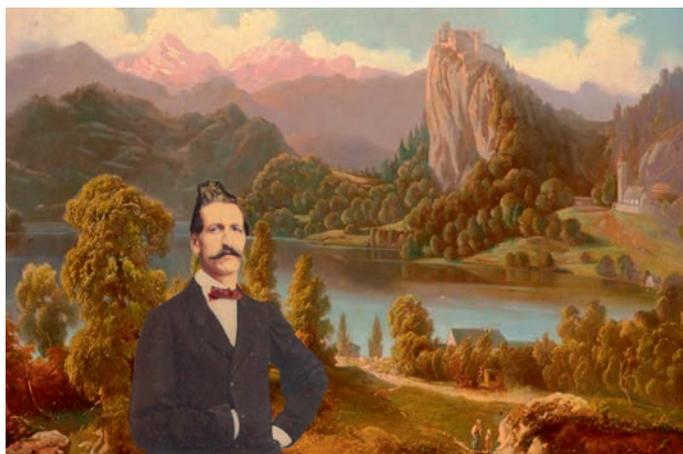
prägen sollten. Als er 1845 als Werksgehilfe in die Wangener Rotfärberei seines Vaters eintrat, heilte er dort bereits Kranke mit Hydrotherapien. Ab 1847 betrieb er mit seinem Bruder eine eigene Färberei in Seebach in Kärnten, wo er sein bahnbrechendes Bettdampfbad entwickelte. Von diesem Zeitpunkt an widmete er sich zunehmend seiner Berufung als Naturheilkundler. Als der berühmte Pfarrer Sebastian Kneipp gerade erst mit seinen Wassereperimenten begonnen hatte, war Rikli bereits seit drei Jahren als anerkannter Heilpraktiker tätig.

Kuraufenthalt mit Folgen

Als Rikli im Jahr 1852 an einer Rippenfellentzündung erkrankt war, behandelte er sich selbst, wie so oft, auf hydrotherapeutische Weise. Sein Onkel Moser empfahl ihm zur Stärkung seiner Gesundheit eine Reise in das paradiesisch gelegene Dorf Veldes in der Region Oberkrain/Gorenjska, die damals zum österreichischen Kronland Krain gehörte. Die frische, gesunde Luft und die Veldeser Quellen wirkten Wunder: Rikli erholte sich vollständig. Nun war er sich seiner zukünftigen Aufgabe sicher. Voller Optimismus zog er im März 1855 mit seiner ganzen Familie nach Veldes. Er begann seine natürliche Behandlung der Gäste in einem einfachen Kurhaus am Ufer des Bleder Sees, das er gepachtet hatte und nach seinem Besitzer »Mallnerbrunn« nannte. Seine Naturheilanstalt wurde von reichen Patientinnen und Patienten besucht, die er auf eine neue, revolutionäre Weise gegen zahlreiche Krankheiten behandelte.

Beeinflusst von den Lehren Hermann Theodor Hahns, eines der Pioniere der vegetarischen Bewegung, ernährte sich Rikli zwischen 1859 und 1878 streng fleischlos. Er arbeitete zehn Jahre lang als Hydropath nach dem System von Vincenz Priëßnitz und J. H. Rausse, fand dabei aber heraus, dass Wasser in einigen Fällen zu aggressiv für die Heilung war. Daraufhin erklärte er öffentlich, dass kaltes Wasser nur

Der junge Arnold Rikli und das romantische Veldes/Bled mit dem Gasthaus Mallner auf einem Ölgemälde von Anton Karinger aus dem Jahr 1862, Archiv Vojko Zavodnik



dann gesund sei, wenn die Haut des Körpers warm oder noch besser verschwitzt ist.

Im Jahr 1865 propagierte er die erste Luftstation oberhalb von Pogelschitz/Poljšica bei Göriach/Gorje sowie weitere Luftparks in der Umgebung von Veldes und begann offiziell mit der Luftbehandlung. 1869 gründete er die »Truppe der starken Männer«, die den menschlichen Körper dem belebenden Licht in der freien Natur aussetzte. Von 1869 bis 1873 testete er auch die erste einfache Lufthütte auf dem Bledec, einem Hügel oberhalb der Pfarrkirche, und kündigte dann feierlich die Eröffnung der ersten Freiluftkolonie am Seeufer an.



»Riklianerinnen« im Marienheim, dem Licht- und Luftpark für Damen auf dem Pecovca-Hügel über dem Veldeser See, Foto: Archiv Vojko Zavodnik

Gegenwind von vielen Seiten

Es war eine Zeit der Vorurteile. So hielt man die Nachtluft wegen der fehlenden Fotosynthese der Pflanzen für giftig. Dass Damen sich ihrer engen Korsetts entledigten oder Männer ihre Hemdsärmel hochkrepelten, galt als blasphemisch und anstößig. Neben der Kirche und vielen Einheimischen lehnten auch die Schulmediziner und die Wasserheiler Riklis Tätigkeit entschieden ab. Die Bezirksverwaltung in Radmannsdorf/Radovljica verbot 1896 allen Gästen seiner Heilanstalt jede Entblößung des Körpers oberhalb des Knies während der Behandlung im Freien. Acht Mal musste Rikli wegen »Quacksalberei und Scharlatanerie« vor dem Strafgericht in Laibach/Ljubljana erscheinen, wurde jedoch stets freigesprochen.

Während des nationalen Erwachens der Sloweninnen und Slowenen kam es 1898 zu einigen nationalistischen Angriffen gegen Rikli. So wurde in der Zeitung *Slovenski narod* (»Slowenisches Volk«) ein äußerst beleidigender Artikel unter dem Titel »Blasphemie gegen einen spekulativen Quacksalber« veröffentlicht. Andererseits wurde Veldes 1903 auf der Internationalen Ausstellung der Kurorte in Wien mit einer Goldmedaille und einem Orden ausgezeichnet – ein Zeichen der weltweiten Anerkennung von Riklis Kuranstalt.



Arnold Rikli präsentiert stolz eine seiner Lufthütten in der Kolonie am Veldeser See, Foto: Archiv Vojko Zavodnik

1905, zum 50. Jahrestag des Bestehens des Veldeser Sanatoriums, gaben Rikli-Anhänger eine bronzenne Medaille mit einer Gedenkschrift heraus und schufen zusammen mit seinen Söhnen für ihn ein Denkmal auf einem Hügel südlich des Sees.

Licht, Luft und Wasser

Rikli nannte sich selbst einen »hygienischen Arzt«. Er versuchte, jede bekannte Krankheit durch eine Reinigung des Blutes zu kurieren, und lehrte, dass die »atmosphärische Heilung« die raffinierteste Art sei, die Lebenskraft zu erneuern. Die Behandlung, die über das Nerven- und das Arteriensystem wirken soll, steigert in erster Linie die allgemeinen Immunkräfte: Indem sie den gesamten Organismus beeinflusst, erreicht sie auch das kranke Organ und kann es regenerieren.

Um das Nervensystem zu stärken, nahmen Riklis Patientinnen und Patienten jeden Morgen leicht bekleidet Luftbäder. Am Nachmittag waren Sonnenbäder zur Verbesserung der Blutzirkulation vorgesehen. Mit der Verordnung von Wasseranwendungen und Heilkompressen nach dem Sonnenbad setzte Rikli auf die stärkende Wirkung einander entgegengesetzter Kräfte. An bewölkten und kalten Tagen

wurde die Sonne durch Dampfbäder ersetzt, die den Körper von Giftstoffen reinigen sollten. Das obligatorische tägliche Schwitzen und Barfußlaufen auf verschiedenen Untergründen sorgte für eine gute Durchblutung der Füße. Dazu vegetarische Kost und die fast völlige Abwesenheit von Stress – das stärkte zweifellos das Immunsystem und die körperliche Fitness, die im städtischen Umfeld jener Zeit zu schwächeln pflegte.

Ganzheitlich und digital

Arnold Rikli verstarb 1906 in Wolfsberg, Kärnten. Seine Lehre wirkte weiter: Auch der Monte Verità, die »Wiege der Lebensreform«, geht letztlich auf Rikli zurück. 2023 jährte sich sein Geburtstag zum 200. Mal. Sein Beitrag zur Entwicklung natürlicher Heilverfahren ist inzwischen weltweit anerkannt. Die COVID-19-Pandemie hat uns schmerzhaft an die alte Weisheit erinnert, dass die Gesundheit unser höchstes Gut ist. Arnold Riklis ganzheitliches System der natürlichen Heilmethoden ist nach wie vor aktuell, denn es lehrt eine bewusste Lebensweise und Respekt vor natürlichen Werten.

Die Digitalisierung wichtiger Aspekte des Rikli-Kulturerbes floss in die ARikli-App ein, die 2022 vom Fremdenverkehrsamt Bled vorgestellt wurde. Sie erweckt einige von Riklis Kureinrichtungen wieder zum Leben, führt über lange vergessene Wege zu seinen Licht-Luft-Parks und lädt dazu ein, seine Heilmethode selbst auszuprobieren – inklusive einer Auswahl von Rezepten für vegetarische Gerichte, die einst in seinem berühmten Kurort serviert wurden.

Vojko Zavodnik

Aus dem Englischen übertragen von Vera Schneider

Vojko Zavodnik erforscht die Geschichte von Veldes/Bled. Er ist Autor des Romans *Skrivnostne podobe raja* (»Geheimnisvolle Bilder des Paradieses«), der Monografie *Po sledeh Arnolda Riklija* (»Auf den Spuren von Arnold Rikli«) und zahlreicher historischer Artikel. Die ARikli-App ist für Android und iOS erhältlich.

☞ Weitere Informationen, auch auf Deutsch: www.bled.si



Die »Truppe der starken Männer« hatte sich unter der Führung von Arnold Rikli seit 1869 der Freikörperkultur verschrieben. Foto: Archiv Vojko Zavodnik

Der Mann vom Lande Franz Kafkas Kur in Zürau

Von Reiner Stach

Es war an einem frühen Morgen im August 1917, da dem 34-jährigen Schriftsteller und Versicherungsbeamten Franz Kafka plötzlich Blut aus der Kehle quoll, minutenlang. »Lungenspitzenkatarrh« lautete in solchen Fällen die erste Diagnose, doch durch medizinische Sprachregelungen war Kafka natürlich nicht zu beeindrucken, ja, er bezweifelte sogar, dass Ärzte für seinen Fall überhaupt zuständig waren. Denn er war davon überzeugt, dass der Ausbruch der Tuberkulose ein sehr folgerichtiger Schlag war, Folge des langen zermürbenden Kampfes zwischen Eheplänen und Literatur, zwischen der Sehnsucht nach einem Leben mit der Berliner Angestellten Felice Bauer und der Sehnsucht nach schrankenloser sprachlicher Entfesselung. »Manchmal scheint es mir«, schrieb er am 13. September an Max Brod, »Gehirn und Lunge hätten sich ohne mein Wissen verständigt. ›So geht es nicht weiter«, hat das Gehirn gesagt, und nach fünf Jahren hat sich die Lunge bereit erklärt zu helfen.«

Ein originelles literarisches Bild war das, aber von Kafka doch in einem höheren Sinne ernst gemeint, wie die beunruhigten Freunde sehr bald erfahren sollten. Denn Kafka

reagierte auf die tödliche Bedrohung, als käme es jetzt auf deren Erklärung und nicht zuvorderst auf Heilung an. Kafka ließ keine Klage hören und strahlte eine geradezu unheimliche Ruhe aus. Er denke gar nicht daran, versicherte er, sich dem anonymen Betrieb eines Lungensanatoriums auszusetzen, denn erholen könne er sich doch wohl am besten dort, wo er sich wohlfühle, in der Nähe des vertrautesten Menschen, und das sei Ottla, die jüngste Schwester. Daher werde er für einige Zeit in dem nordwestböhmisches Dörfchen Zürau/Siřem leben, wo Ottla einen kleinen Hof bewirtschaftete, unterstützt von zwei Mägden und einem Wanderarbeiter.

Lebensreform contra Schulmedizin

Es verwundert heute, dass Kafkas Behörde, die Arbeiter-Unfall-Versicherung, ihm unter solchen Umständen und mitten im Krieg einen mehrfach verlängerten Urlaub gewährte. Doch auch seine Vorgesetzten wussten, dass Kafka schon seit jungen Jahren Anhänger der Lebensreformbewegung und insbesondere der Naturheilkunde war und dass sein

Auf Ottlas kleinem Gut in Zürau/Siřem. Von rechts nach links: Franz Kafka, seine Sekretärin Julie Kaiser, die ihn in dort besuchte, seine Schwester Ottla, seine Cousine Irma und Mařenka, eine Dorfbewohnerin, die auf dem Hof aushalf. Foto aus dem Familienalbum der Kafkas, © Verlag Klaus Wagenbach



Anmerkung der Redaktion: Aus urheberrechtlichen Gründen wurde dieses Foto in der kostenlosen Onlineversion vom Bildgeber mit einem Wasserzeichen versehen. Wenn Sie die Doppelseite in voller Qualität genießen möchten, empfehlen wir Ihnen die Printversion der Zeitschrift. Bezugsmöglichkeiten finden Sie auf Seite 55.



Das Sanatorium Jungborn im Harz gilt als Deutschlands erste Naturheilstätte. Ein Großteil der Patientinnen und Patienten wohnte in solchen karg ausgestatteten Holzhäuschen, so auch Kafka im Jahr 1912. Foto: Archiv Reiner Stach

Misstrauen gegenüber der etablierten Medizin ihn nicht zum ersten Mal zu sonderbar anmutenden Entscheidungen veranlasste.

Vor allem überzeugte ihn das Credo der Reformer, dass es nicht genüge, sich immer nur dann um den eigenen Körper zu kümmern, wenn dieser versage, also »krank« werde. Weit vernünftiger sei eine fortwährende Prophylaxe, eine grundlegende Fitness, wie wir heute sagen würden, und dazu gehörten gesunde Ernährung, viel Bewegung, der Kontakt mit Sonnenlicht und frischer Luft. Aus der einschlägigen Literatur und aus frühen Erfahrungen in naturheilkundlichen

Sanatorien trug Kafka ein ganzes Gesundheitsprogramm zusammen, an dem er bis in sein letztes Lebensjahr festhalten sollte: vegetarische Ernährung, gründliches Kauen, der Verzicht auf Alkohol, Tabak und Koffein, ausgiebige Sonnenbäder, Schlaf bei offenem Fenster im Sommer wie im Winter, tägliche Gymnastik nach Anleitung des dänischen Sportlers und Bestseller-Autors Jørgen Peter Müller, nicht zuletzt ausgiebiges Schwimmen, Rudern und Wandern.

Gewiss hatte diese Disziplin auch mit Kafkas fragiler Beziehung zum eigenen Körper zu tun: Es war ihm peinlich, eine so magere Erscheinung zu sein, und es gefiel ihm, dieses Bild durch besondere körperliche Fitness korrigieren zu können – obwohl ihm stets bewusst blieb, dass man es auch übertreiben konnte und dass manche der Gesundheitsapostel, deren Broschüren er las, in ihrer Beschränkung auf das Selbstwohl intellektuell kaum ernst zu nehmen waren. Da entstehe ein neuer Menschen-Typus, beobachtete er, einer, der seine Gesundheit behandle, »als wenn es eine Krankheit wäre, oder zumindest ein Verdienst« (Reisetagebuch, September 1911).

KH'K²⁰₂₄

Am 3. Juni 2024 jährt sich der Todestag von Franz Kafka zum 100. Mal. Das ist der Anlass für ein ganzjähriges länderübergreifendes Festival. Einen aktuellen Überblick auf Deutsch, Tschechisch und Englisch bietet die vom Adalbert Stifter Verein initiierte und betreute Webseite www.kafka24.de.



▲ Der ehemalige Hof, den Ottla Kafka bewirtschaftete. Links ist noch der Torbogen zu erkennen, vor dem sich einst Kafka mit seiner Schwester fotografieren ließ. Der gegenwärtige Pächter Zdeněk Kunst, der bereits das Wohnhaus auf eigene Kosten saniert hat, plant, auch die Scheunen im alten Zustand wiederherzustellen. Foto: © Reiner Stach

► Spätestens 1910 begann Kafka mit täglichen Turn- und Atemübungen nach der Methode des dänischen Sport- und Gymnastiklehrers Jørgen Peter Müller (1866–1938). Die Abbildungen aus Müllers Klassiker *Mein System* zeigen den Verfasser bei seinen Übungen.

►► Der Vergleich des historischen Zürau mit dem heutigen Siřem zeigt eine nur wenig veränderte Bebauung und Ausdehnung. Auch Kafkas Spazierwege sind leicht auffindbar. In der Dorfmitte wurde das Gebäude, das links von der Kirche stand und in dem Kafka zeitweilig wohnte, bereits in den fünfziger Jahren abgerissen. Foto: © Jan Jindra

Dennoch behielten diese Leute nach Kafkas Überzeugung recht, wenn sie Körper und Geist als zwei Ausdrucksformen ein und desselben lebendigen Systems betrachteten. Während die Schulmedizin (damals ein recht neuer Kampfbegriff) lediglich Symptome »bekämpfte«, ohne jemals zur Wurzel irgendeiner Krankheit vorzudringen, versuchte die Naturheilkunde, die Balance zwischen Körper und Geist vorsorglich zu wahren oder im Fall einer Erkrankung neu zu justieren. Daher kam Kafkas Überzeugung, dass auch die Tuberkuloseinfektion kein Zufall sei, sondern dass eine Art von geistigem Missbrauch das körperliche Versagen provoziert habe und dass ohne die Wiederherstellung der Balance eine durchgreifende körperliche Heilung nicht möglich sei. Heute, da die »ganzheitliche Medizin« etabliert ist und die psychischen Einflüsse auf das Immunsystems unstrittig sind, wissen wir, dass Kafkas Ideen keineswegs abwegig waren. Auch wenn sich die Zusammenhänge letztlich doch als etwas komplizierter erwiesen haben.

Der Philosoph im Liegestuhl

In Zürau genoss Kafka die Freiheit vom verhassten Büro und die Nähe Ottlas, die ihn mütterlich umsorgte. Im Liegestuhl, den er mit Vorliebe auf eine große Wiese trug, nahm er einige Kilo zu, was ja auch in Sanatorien als zwingende Voraussetzung der Genesung betrachtet wurde. Trotz leichter Kurzatmigkeit und häufigen Hüstelns beteiligte er sich auch an der Arbeit: Er pflückte Hagebutten, legte einen Gemüsegarten an, holte auf allen Vieren Kartoffeln aus der Erde, fütterte das Vieh, lenkte das Pferdewerk, ja, er hackte sogar Holz und versuchte sich – nicht besonders geschickt – am Pflug. Das alles entspannte, sorgte für besseren Schlaf und beruhigte schließlich auch das schlechte Gewissen gegenüber den hart arbeitenden Bäuerinnen und Bauern, denen er nicht das Schauspiel eines trägen Frühpensionärs bieten wollte.

Den Freunden schickte er Berichte, in denen viel von Tieren und von dörflichen Originalen, aber wenig von Tuberkulose die Rede war, und manche seiner Briefe gerieten zu

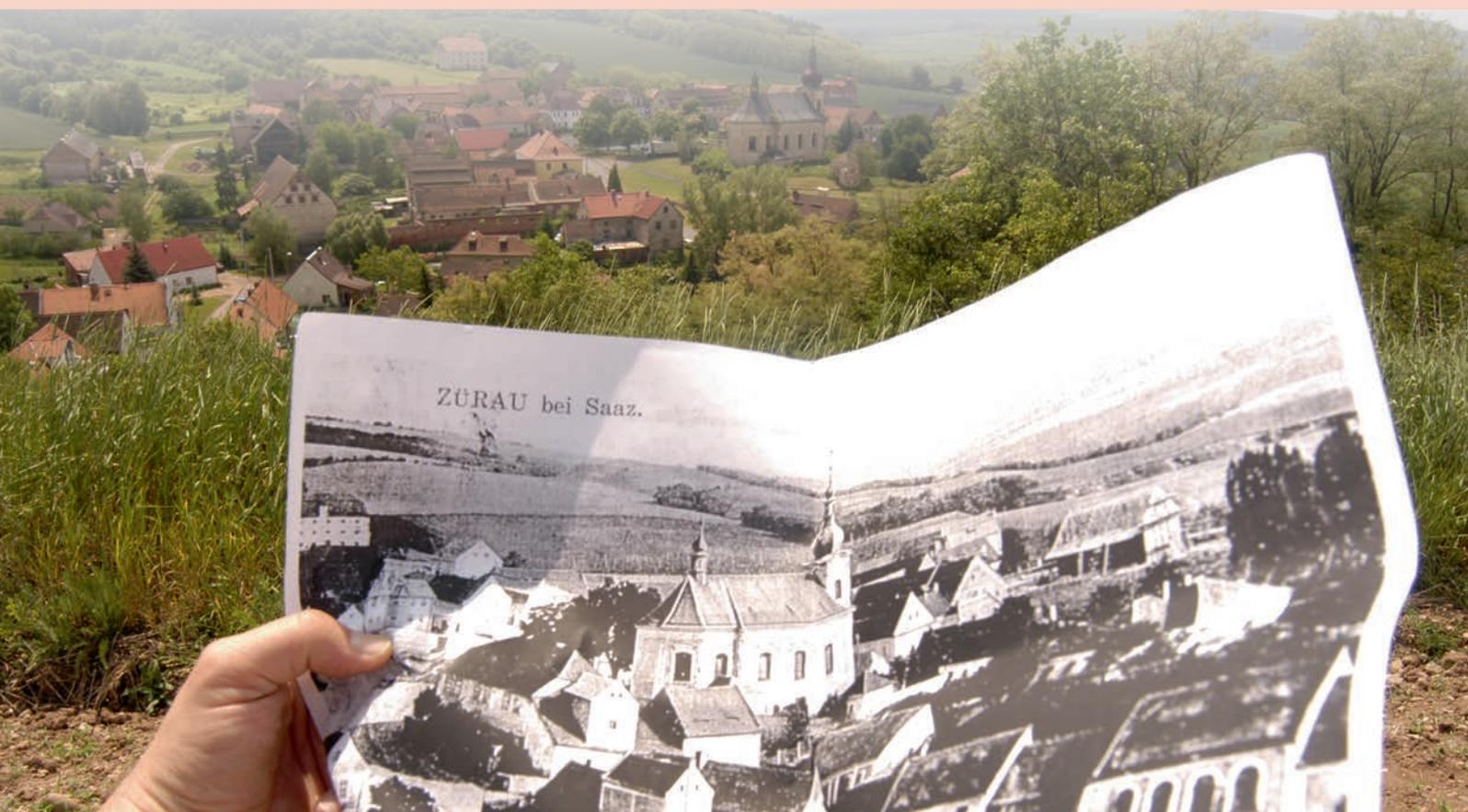
humoristischen Erzählungen, wie man sie nie von ihm gelesen hatte. Felice Bauer hingegen hielt er auf Distanz, das jahrlange Wechselspiel von Erwartung und Enttäuschung wollte er um keinen Preis erneuern, und so blieb auch ihr Besuch in Zürau, den sie unter großen Mühen unternahm, ohne Aussprache und ohne Perspektive.

In welcher intensiver Weise Kafka seine neue Lebenssituation tatsächlich reflektierte, blieb indessen selbst der Schwester verborgen. Seine Lust am Spiel literarischer Fantasien erlahmte völlig, stattdessen versuchte er, Bilanz zu ziehen: Was war seine Aufgabe in der ihm noch verbleibenden Zeit? Worauf kam es jetzt an? Worauf kam es überhaupt an in einem menschlichen Leben? Kafkas philosophische Notizen, mit Bleistift niedergeschrieben in kleinen Notizbüchern, die er mit auf die Wiese nahm, zählen zu den erstaunlichsten Dokumenten seines Nachlasses. Er selbst traf eine Auswahl daraus, die heute unter dem Titel *Zürauer Aphorismen* bekannt ist: der Versuch, Themen wie Wahrheit, Schuld und Leid nicht anhand analytischer Begriffe, sondern bildhaft und metaphorisch zu entfalten. Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass Kafka diese geheimen Notate als seine eigentliche Zürauer Leistung betrachtete.

Unterdessen versuchten die ahnungslosen Freunde noch immer, den scheinbar untätigen Kafka aus seinem Dörfchen wegzulocken. Nahrungs- und Kohlemangel waren dort schlimmer als in der Stadt, für einen kranken Menschen konnte das unmöglich der rechte Ort sein. Doch Kafka hatte andere Pläne. Kaum vom ersten Arztbesuch in Prag zurück, vertraute er der Schwester an, dass er nach dem Krieg hierher zurückkehren wolle: Ein eigenes Häuschen im Dorf, ein Garten, ein Acker sei alles, was er brauche. Kafka träumte davon, selbst Bauer zu werden. Acht Monate währte dieser Traum. Dann, so befand er, durfte er den unbegreiflichen Langmut seiner Vorgesetzten und Kollegen nicht länger ausnutzen. Ende April 1918 übersiedelte er zurück nach Prag. Den Eltern, den Freunden konnte er keine wesentliche Besserung vermelden. Immerhin, zu weiteren dramatischen Blutungen war es nicht gekommen, das gab Hoffnung. Als Kafka ein halbes Jahr später plötzlich von hohem Fieber erfasst wurde und der – leider zutreffende – Verdacht aufkam, er könne sich mit Spanischer Grippe infiziert haben, stellte er den herbeigeeilten Arzt auf die Probe und verschwieg ihm die noch immer lauende Tuberkulose. Dr. Kral hörte den mageren Dr. Kafka schulmäßig ab. Nichts Verdächtiges, befand er.

Die dreibändige, mehrfach preisgekrönte und in zahlreiche Sprachen übersetzte Kafka-Biografie des Literaturwissenschaftlers Dr. Reiner Stach (erschienen 2002, 2008 und 2014 bei S. Fischer) gilt international als Standardwerk. Sie diente auch als Grundlage für die Miniserie *Kafka* (Regie: David Schalko, Buch: Daniel Kehlmann und David Schalko), die im Frühjahr 2024 von ARD und ORF ausgestrahlt wurde und bis zum 20. März 2025 in der ARD-Mediathek abgerufen werden kann. Für sein herausragendes Gesamtwerk auf dem Feld der literarischen Biografie erhielt

Reiner Stach 2016 den Joseph-Breitbach-Preis. Im Februar 2024 startete die von ihm herausgegebene kommentierte Leseausgabe von Kafkas Werken mit dem Roman *Der Prozess* (Wallstein Verlag Göttingen, 397 S., ISBN 978-3835335271). Foto: Jürgen Bauer, mit freundlicher Genehmigung des S. Fischer Verlags



Facetten einer Fotografendynastie

Wie die Familie Weißgärber zwischen Böhmen und Sachsen zur Lebensreform fand

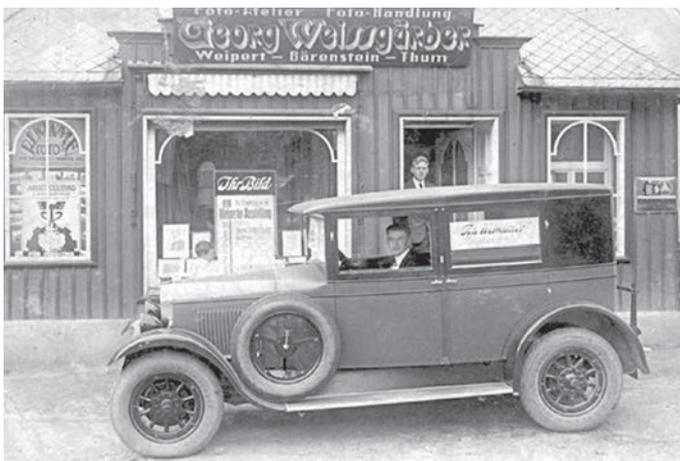
Die Berliner Wohnung von Ursula Weißgärber ist voller Bücher, Zeitschriften, Zeitungsausschnitte und Fotoalben, denn sie hat sich – vor allem nach dem Mauerfall – intensiv ihrer Familiengeschichte gewidmet. Sie suchte nach ihren Wurzeln, nachdem sie wegen ihres Geburtsorts im damaligen Sudetenland häufig in die revanchistische Ecke gestellt worden war oder misstrauische, wenn nicht gar feindselige Reaktionen geerntet hatte. Das Sudetenland sei für sie »wie eine versunkene Insel gewesen, um die man sich besser nicht kümmern sollte«, bemerkte sie einmal, als sie schon viel über ihre Familie zusammengetragen hatte. In den letzten über dreißig Jahren hat sie sich um diese versunkene Insel »gekümmert« und Erstaunliches herausgefunden.

Ursula Weißgärber wurde 1943 in Tetschen/Děčín geboren. Die ersten beiden Jahre, an die sie keine direkten Erinnerungen haben kann, lebte sie in dem Haus, in dem ihr Großvater Georg Weißgärber 1929 eine Fotohandlung mit einem Fotoatelier eingerichtet hatte. Den Antrag auf die Erteilung eines Gewerbescheins, mit dem er als Fotograf von Weipert/Vejrty in die Bahnhofstraße 20 in Tetschen expandieren wollte, bekam Ursula Weißgärber zu ihrem 65. Geburtstag in Kopie von Mitarbeitenden des im Tetschener Schloss untergebrachten Kreisarchivs überreicht. Er war noch erhalten – wie auch das Gebäude der Klinik, wo sie geboren wurde, und eines von zwei Stadthäusern im Jugendstil, die einer ihrer Urgroßväter 1902 bauen ließ. Damals, im Jahr 2008, existierte im Erdgeschoss des Hauses immer noch ein Fotogeschäft, das mittlerweile aber verschwunden ist.

► Georg Weißgärber präsentiert sich auf dieser Werbepostkarte als Vegetarier und Abstinenzler, außerdem zeigt er seine Sport-Trophäen.

▼ Das Fotoatelier Georg Weißgärber in Weipert/Vejrty-Bärenstein existierte von 1904 bis 1924

Alle historischen Abbildungen dieses Beitrags: © Ursula Weißgärber



Es begann in Preßnitz

Die besonderen Familienverzweigungen hat Ursula Weißgärber spät zu rekonstruieren versucht. Herausgekommen ist dabei auch eine Ausstellung über *Die Fotografenfamilie Weißgärber*, die sie ab 2011 zuerst beim Heimatverbandstreffen der Tetschen-Bodenbacher in Nördlingen und dann immer wieder in nordböhmischen und sächsischen Städten gezeigt hat, bis Corona und auch das Alter mit seinen Gebrechen ihrer Reise- und Ausstellungstätigkeit ein Ende setzten.

Im Mittelpunkt der Ausstellung steht der Stammvater einer imposanten Fotografendynastie, Ignatz Weißgärber, geboren 1823 in Preßnitz/Prísečnice in Böhmen. Erste Berufsjahre verbrachte er als Zahlkellner und Posamentenhändler, machte Reisen bis Wien und Budapest und entdeckte schließlich auf der Leipziger Messe das noch junge Medium der Fotografie für sich. 1862 meldete er ein neues Gewerbe in Preßnitz an. Schulkinder zu fotografieren, war der erste gut gehende Erwerbszweig.





▲ Dieses Foto der Familie Josef Weißgärbers in Reformkleidung entstand im Atelier von Alfred Weißgärber.

► Dieses Porträt Josef Weißgärbers diente als Werbepostkarte und propagierte die »vereinfachte Rechtschreibung«.

Ursula Weißgärber bemerkt zu ihrem Urgroßvater: »Man sagte von Ignatz, dass er immer, wenn er zum Militär musste, über die Grenze ging.« So zog er mit seiner Gattin Anna Weißgärber, geborene Gahler (1834–1913), die er 1857 geheiratet hatte, und der sich stetig vergrößernden Kinderschar zwischen Sachsen und Böhmen hin und her. Einen Sohn hatte Anna Gahler in die Ehe mitgebracht, es folgten fünf gemeinsame Söhne und drei Töchter, eine davon starb früh. Die überlebenden Kinder aber wurden später Fotografinnen und Fotografen – ein expandierender Gewerbezweig, der in jenen Jahren sehr einträglich wurde.

Der jüngste Spross Georg wurde 1878 im sächsischen Elterlein, Bezirk Chemnitz, geboren und ist der Großvater von Ursula Weißgärber. Auch er wechselte bei seinen beruflichen Aktivitäten zwischen Sachsen und Böhmen hin und her, errichtete beidseits des Erzgebirgskamms Fotoateliers: in Falkenstein (Vogtland), Bärenstein und Thum auf sächsischer Seite, in Weipert, Tetschen und Klösterle an der Eger/Klášterec nad Ohří auf böhmischer Seite.

Lebensreform, Vegetarismus und Abstinenz

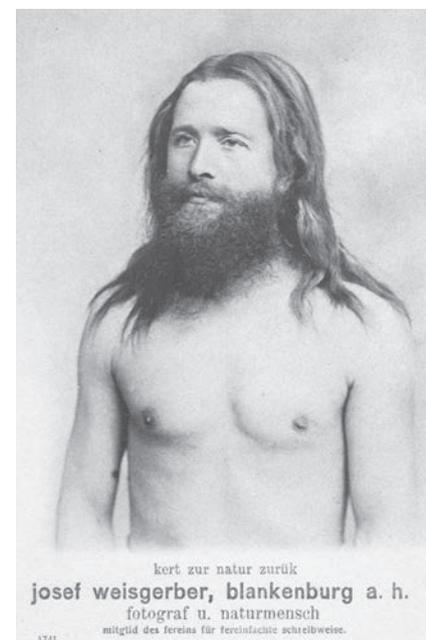
Auf Werbepostkarten stellte sich Georg Weißgärber in den Anfängen der 1910er Jahre als vielfacher Preisträger im Radfahren, Gehen sowie bei Armeegepäckmärschen vor und seit 1898 als Vegetarier, Alkohol- und Tabak-Abstinenzler. Er wurde ein überzeugter Anhänger der Lebensreform, wie schon sein 1864 in Preßnitz geborener älterer Bruder Josef, der bereits ab 1893 auf Alkohol und Tabak verzichtete und 1901 Vegetarier wurde.

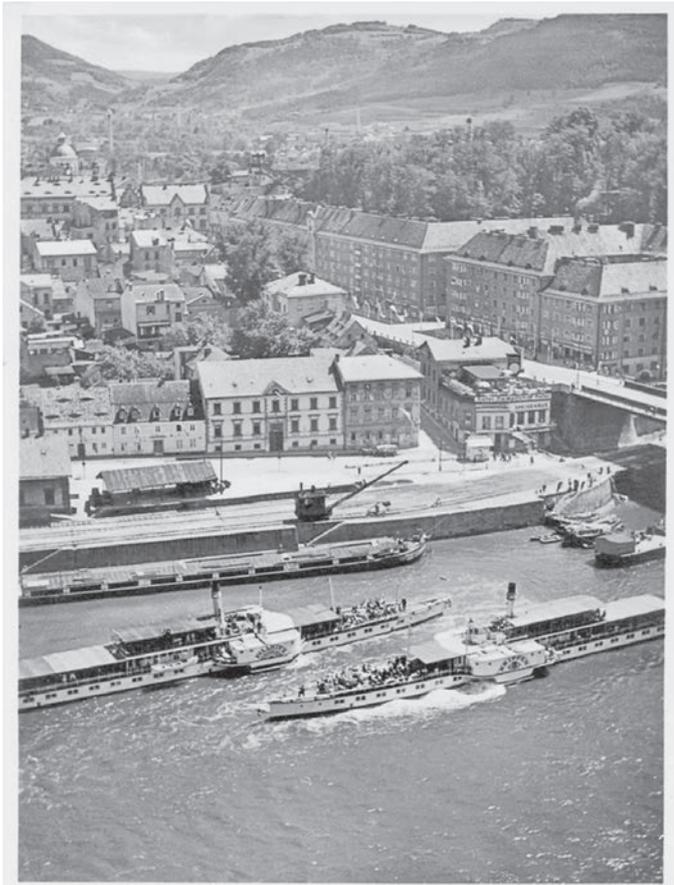
Wahrscheinlich ging dessen Hinwendung zur Lebensreform auf eine schwere Tuberkulose-Erkrankung zurück, die ihn in Halle an der Saale ereilte. Sein Arzt empfahl ihm, seine Lebensgewohnheiten zu ändern und in eine waldreiche Gegend zu ziehen. Josef Weißgärber siedelte sich mit seiner Familie in Blankenburg im Harz an, wirkte als Schulfotograf und fuhr mit dem Fahrrad übers Land, um Klassen zu finden, die er fotografieren konnte.

**Wer allen etwas vorgedacht,
Wird jahrelang erst ausgelacht.
Begreift man die Entdeckung endlich,
So nennt sie jeder – selbstverständlich.**

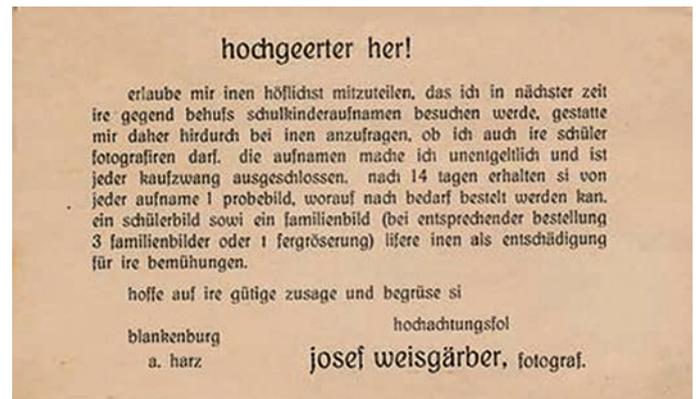
Josef Weißgärber auf einer Werbepostkarte

Bei seinen Reisen muss er den bekannten Lebensreformer Gustav Nagel kennen gelernt haben, mit dem sich ein freundschaftlicher Kontakt entwickelte. Sogar eine Angleichung des Erscheinungsbildes ist festzustellen: Zeigte sich das Ehepaar Weißgärber 1901 auf Fotografien noch im traditionell bürgerlichen Habitus, war die Familie bereits 1906 in Reformkleider gehüllt. Josef trug einen ponchoartigen Mantel und Sandalen von professioneller Maßarbeit aus geflochtener Schnur, seine Frau Alma ein selbstgenähtes hemdartiges Kleid. Die Haare wurden nicht geschnitten und auch Bärte ließ man wachsen. Fotografien wie die von Josef Weißgärber mit freiem Oberkörper gibt es ebenfalls von Gustav Nagel. Der besuchte zudem den Monte Verità, wo im Museum Casa Anatta eine Fotografie der Familie von Josef Weißgärber zu finden ist.





Lucyagymnaz



◀Die Postkarte *Begegnung* von Rudolf Weißgärber zeigt den Elbdampfer »Meißen« vor dem Schloss in Tetschen/Děčín. Darunter sind Werbeanzeigen der Familie im Wandel der Zeiten zu sehen.

▲▲Die Bestellkarte des Ateliers von Josef Weißgärber ist in der »vereinfachten Schreibweise« der Lebensreform gehalten.

▲Fotografisches Stillleben von Rudolf Weißgärber (um 1944)

Atelier Weißgärber
Weipert & Thum
Erzgebirge

Atelier
Weissgärber
Weipert in Böhmen.

GEORG WEISSGÄRBER
FOTO-HAUS
BÄRENSTEIN - TETSCHEN
BEZ. CHEMNITZ A. D. ELBE
ERSTES UND LEISTUNGSFÄHIGSTES SPEZIAL-
UNTERNEHMEN FÜR FOTOGRAFISCHE
SCHÜLER-AUFNAHMEN

Orthografische Experimente und farbige Bilder

Ganz im Stil von »gustaf nagel«, der sich an einer Schreibreform versuchte, verfasste auch die »naturfamilie weisgerber« die Inschriften ihrer Werbepostkarten. »Kert zur natur zurück!«, forderte Josef Weißgärber unter einer Aufnahme, die ihn mit nacktem Oberkörper zeigt, und gab sich als »mitglied des fereins für fereinfachte Schreibweise« zu erkennen.

Lange Zeit durchkämmte Ursula Weißgärber Antiquariate und Sammlerbörsen auf der Suche nach Weißgärber-Ansichtspostkarten, die noch heute viele Menschen, vor allem in Deutschland und Tschechien, interessieren. Da gibt es die Aufnahmen um Tetschen-Bodenbach herum, die Elbtal-Serie oder die zur sächsisch-böhmischen Dampfschiffahrt. Ab dem Ende der 1930er Jahre wurden die Postkarten dank Agfacolor farbig. Das Fotohaus Weißgärber in Tetschen bot Fotoamateuren bei Kauf und Entwicklung von Farbfilmen Hilfestellung, die begeistert aufgenommen wurde. Die Weißgärbers fotografierten nun auch die Landschaften in der Umgebung in Farbe, etwa das Elbtal mit seinen Hängen voller Obstbaum-Plantagen, nicht zuletzt um das »Dubitzer Kirchlein« (*Dubický kostelík*), wo zur Obstblüte



Die Ansichtskarte von Georg Weißgärber aus den 1930er Jahren zeigt den Ort Klášterec nad Ohří mit der Schönburg/Šumburk.

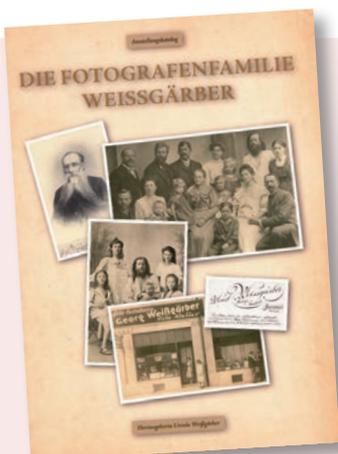
viele Menschen auf Ausflügen aus nah und fern zusammenströmten, um den Frühling zu begrüßen. So gab es eine Hinwendung zur Foto-Malerei, farbige Stillleben entstanden.

Von ihrem Großvater Georg und ihrem Vater Rudolf Weißgärber, die beide nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges in der Zeit der Vertreibungen nach Sachsen flohen, sind Ursula Weißgärber neben Familienbildern vor allem landschaftliche Zeugnisse geblieben. Sie selbst kam mit ihrer Mutter nach Neustadt an der Weinstraße, Rheinland-Pfalz, und wuchs dort auf. Die Ehe ihrer Eltern wurde geschieden, ihren Vater Rudolf sah sie erstmals nach über zwanzig Jahren wieder.

Er starb noch vor dem Fall der Mauer. Aber eine ältere Halbschwester, Helga Weißgärber, die auch in der DDR lebte, war noch lange ein sprudelnder Quell für Familiengeschichten. Sie lebte ebenfalls vegetarisch, obwohl das in der DDR schwierig war – in Fortführung einer familiären Prägung, die am Ausgang des 19. Jahrhunderts ihren Anfang nahm.

Ulrich Miksch

Ulrich Miksch arbeitet als freier Journalist unter anderem für die Neue Zürcher Zeitung und die Sudetendeutsche Zeitung. Er ist außerdem Mit-herausgeber des Sammelbandes Wenzel Jaksch: Verlorene Dörfer, verlassene Menschen. Reportagen 1924–1928, Kulmbach 2018.



Ursula Weißgärber war als Redaktionsassistentin beim Deutschlandradio tätig. In ihrer Freizeit und nach dem Eintritt in den Ruhestand erstellte sie die Ausstellung *Die Fotografenfamilie Weißgärber* (Katalog links) und tourte damit durch Deutschland und Tschechien. Unter anderem zeigte sie die Wanderausstellung auf dem Tetschner Schloss (*Zámek Děčín*), in Klášterec nad Ohří, in Komotau/Chomutov, in Weipert/Vejprty und Bärenstein sowie im sächsischen Auerbach.

Außerdem engagiert sie sich seit 1990 in der Seliger Gemeinde, der Gesinnungsgemeinschaft sudetendeutscher Sozialdemokraten. Bei einer Bundesversammlung in deren Gründungsort Brannenburg (Oberbayern) präsentierte Ursula Weißgärber auch ihre Ausstellung.

UNVERGESSLICHES WUNDERLAND

Die Kurische Nehrung faszinierte nicht nur ihre schreibenden Gäste. Die Kreativen der Künstlerkolonie Nidden machten aus ihr eine Malerlandschaft von internationalem Ruf. Die raue Natur und das harte Leben der Fischerfamilien waren beliebte Motive ihrer Werke.



Ernst Bischoff-Culm (1870–1917), *Junges Fischerpaar* (um 1908), Öl auf Leinwand, Privatsammlung Memel/Klaipėda. Bischoff-Culm war eine der integrativen Persönlichkeiten des ersten Künstlerkreises in Nidden/Nida. In seinen Arbeiten zeigte er oft das einfache, schwere Leben der Einheimischen.



»Der eigenartige Charakter dieses Landstriches hat nichts Einschmeichelndes, er ist nicht schön im konziliannten Sinne, aber er kann einem ans Herz wachsen, davon kann ich ein Lied singen ...« Diese Kurzbeschreibung der Kurischen Nehrung gab Thomas Mann 1931 in einem Vortrag über sein Sommerhaus in Nidden/Nida.

Dass die Landschaft etwas Elementares hat, ist vielen Texten und bildlichen Darstellungen zu entnehmen, die in gut 200 Jahren über dieses besondere Stück Erde entstanden. So schrieb Ernst Wiechert 1949 in *Jahre und Zeiten*:

Dieser rätselhafte Streifen weißen Sandes, zu Bergen getürmt, zum Teil von Menschenhand mühsam gebändigt, zum Teil noch immer auf einer unheimlichen Wanderung begriffen, Meer und Haff voneinander scheidend, trägt auf eine ergreifende Weise die Züge der Ewigkeit und ist mehr als jede andere Form der Natur angetan, den Menschen an die Vergänglichkeit und Verlorenheit seines Lebens zu erinnern.

Der expressionistische Dichter Walther Heymann ließ in seinem Zyklus *Hochdüne* (1909) die Düne selbst sprechen:

Ich bin ein Höhenzug,
der geht gen Norden weit,
Bug folgt auf Bug.
Ich bin ein Weheflug;
nach West und Ost breit
schwebt mein Gespreit.

Auch der expressionistische Maler Ernst Mollenhauer hielt 1961 in *Wunderland Nidden* seine Bewunderung fest: »Nidden, unvergessliches Wunderland! Wenn der Herbst seine Farben ausschüttete, dann warst du ein einziges Märchen, in dem Gott, der aus weitem Himmel zusah, den Menschen verzauberte.«

Die lebensfeindliche Sandwüste mit den alles Lebendige überschüttenden Wanderdünen bot ein eindrucksvolles Naturschauspiel, die Landschaft zwischen den Wassern hinterließ einen überwältigenden Eindruck. Ab den 1870er Jahren entstanden dort erste Sommerfrische- und Badeorte, besonders Schwarzort/Juodkrantė. Maler kamen nachweislich ab der Zeit um 1850 auf die Nehrung. Die Entstehung einer Künstlerkolonie begann allerdings erst gegen 1890, etwa zeitgleich mit Ahrenshoop oder Worpsswede.

Studierende der Königsberger Kunstakademie zogen schon in den 1870er Jahren durchs Land und malten. Von Lovis Corinth etwa sind solche Wanderungen überliefert. Er schuf 1893 auch das früheste der berühmten Gemälde von der Nehrung, seine Darstellung des Fischerfriedhofs in Nidden.

Zur Entstehung einer Künstlerkolonie gehört jedoch ein festerer Kreis von Kreativen, die sich häufig oder regelmäßig an einem Ort treffen. Dies vollzog sich in Nidden gegen 1900.

Eine integrative Persönlichkeit des Kreises war der Maler Ernst Bischoff-Culm. Zunächst Schüler der Königsberger Kunstakademie, zählte er ab dem ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts zu den führenden Impressionisten Deutschlands, zur Berliner Secession. Durch seine Arbeiten, die im Wesentlichen das einfache und schwere Leben der Fischer in Nidden schildern, dürfte die Nehrung als Malerlandschaft auch überregional bekannt geworden sein.

Zentrum der Künstlertreffen war das Gasthaus von Hermann Blode. Da die Arbeitsaufenthalte der Künstler und die Sommerfrischen Wochen oder gar Monate dauern konnten, war eine Unterkunft mit Versorgung nötig. Viele Künstler wohnten in Privatquartieren.



Für die ortsansässigen Familien war dieses Beherbergungsgeschäft eine wichtige Einnahmequelle. Bessergestellte Personen konnten die Hotels frequentieren. Das Haus Hermann Blode hatte den Vorzug, direkt am Haff zu liegen, wo man den schönsten Ausblick genießen konnte. Dieser Umstand und wohl auch eine Neigung des Inhabers zur Kunst ließen den Künstlerkreis dort zusammenkommen.

1909 reiste Max Pechstein zum ersten Mal nach Nidden. Mit ihm kam der Expressionismus, die nachmals berühmten Kunstdebatten in der Künstlerkolonie begannen. Resultate wurden auf der ersten großen Nidden-Kunstaussstellung 1914 in Königsberg (heute russ. Kaliningrad) sichtbar. Auch der Zustrom der Sommergäste wuchs bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs. Nachdem 1920 das Memelland und der nördliche Teil der Kurischen Nehrung durch den Versailler Vertrag vom Deutschen Reich abgetrennt wurden, versiegte der Touristenstrom. Die Wirtschaftskrise tat ein Übriges. Das Ende der Künstlerkolonie schien gekommen.

1922 wurde ein Denkmal für die im Krieg umgekommenen Künstler in Nidden geplant, »für die gefallenen Entdecker der Nehrungslandschaft«, wie es hieß. Es galt den Malern Ernst Bischoff-Culm und Hans Beppo Borschke sowie dem Dichter Walther Heymann. Der Spendenaufruf trug so prominente Namen wie Max Pechstein, Karl Schmidt-Rottluff, Erich Mendelsohn, Heinz Tiessen, Walther Harich und Sent M'Ahesa, die eine bekannte Ausdruckstänzerin war. Das breite Spektrum der Kreativen, die Nidden besucht hatten, deutet sich hier an.

Ab Mitte der 1920er Jahre nahm der Fremdenverkehr in Nidden allmählich wieder zu. Im Ort entstanden Initiativen, die den Gästen ein schönes Dorfambiente bieten wollten, eine Jugendherberge und ein Nehrungsmuseum wurden errichtet, die Hotels ausgebaut. Es wurden einige Künstlerhäuser gebaut: für Thomas Mann 1930, für den Maler Carl Knauf 1931, für den Fotografen und Schauspieler Paul Isenfels 1932, für den Maler Richard Birnstengel 1939.

Der Maler Ernst Mollenhauer, der die Tochter Hermann Blodes geheiratet hatte, lebte schon ab 1924 ständig in Nidden. Er wurde zur neuen Integrationsfigur der Künstlerkolonie. Die Zahl der Künstler wuchs erheblich, aber es gab keinen festen Kreis mehr, der sich konstant traf.

Nach der Wiederangliederung des Memellandes an das Deutsche Reich im März 1939 gelangte die nationalsozialistische Kunstdiktatur auch nach Nidden. Das zuvor sicher von vielen Besucherinnen und Besuchern geschätzte freie Kulturleben fand ein jähes Ende. Das Künstlerdenkmal wurde umgestoßen, denn Walther Heymann war jüdischer Herkunft. Mollenhauer erhielt Malverbot, die Sammlung im Hotel Blode konnte nur mit Mühe vor einer Plünderung bewahrt werden.

Der Herbst 1944 brachte das Ende der Künstlerkolonie Nidden. 1945 wurde die Sammlung des Hauses Blode und der Gesamtbestand des Werkes von Ernst Mollenhauer zerstört. Von nun an war es für viele Jahre vorbei mit der Sommerfrische auf der Nehrung, sie wurde militärisches Sperrgebiet.

Die 1960er Jahre brachten eine Veränderung, nachdem das wiederhergestellte Sommerhaus von Thomas Mann ein Literaturzentrum wurde. Später begann auch wieder ein sommerlicher Badebetrieb. Aber erst nach der erneuten Unabhängigkeit der Republik Litauen 1990 entwickelte sich der Tourismus, zunächst hauptsächlich durch Gäste aus Deutschland – viele davon sogenannte Heimwehtouristen mit familiären Wurzeln in der Gegend. Dieser Personenkreis unterstützte auch die Wiederherstellungsarbeiten. Allen voran engagierte sich die Tochter des Malers Ernst Mollenhauer bei der Renovierung der evangelischen Kirche und richtete eine kleine Gedenkstätte für die Künstlerkolonie im Hotelkomplex des ehemaligen Gasthofs Blode ein.

Heute ist Nidden ein gehobener Sommerfrischeort auf dem Weltnaturerbe Kurische Nehrung mit dem Thomas-Mann-Haus als kulturellem Zentrum. Seit Kreuzfahrtschiffe im Hafen von Memel/Klaipėda anlegen, steigt die Zahl der Tagestouristen enorm. An die einstige Künstlerkolonie erinnern einige kleine Aussichtspunkte, eine internationale Sommerakademie für Kunst und Dichtung trägt den Namen weiter. Angestrebt ist, an einem historisch beziehungsreichen Platz einen musealen Ort für die inhaltliche Präsentation der Künstlerkolonie Nidden einzurichten.

Jörn Barfod

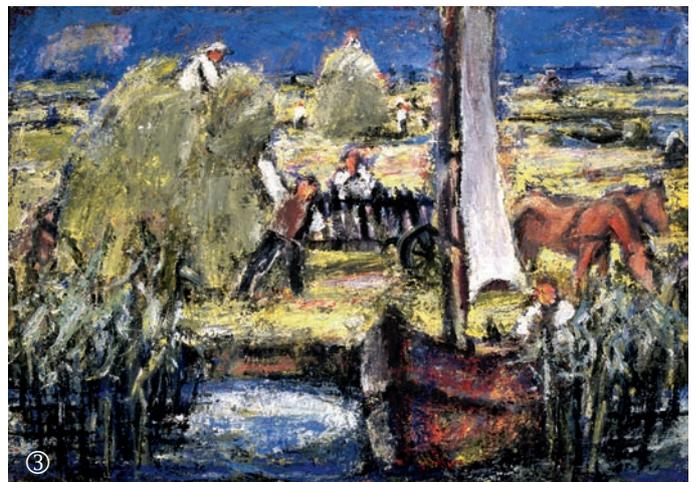
Dr. Jörn Barfod war Kustos und stellvertretender Direktor am Ostpreußischen Landesmuseum mit Deutschbaltischer Abteilung in Lüneburg (→ S. 52–54). Er ist Autor zahlreicher Schriften, vornehmlich zur Kunst- und Kulturgeschichte Ostpreußens.

① Alexander Kolde (1886–1963), *Kurenkähne vor der Hohen Düne* (1932), Öl auf Pappe, Ostpreußisches Landesmuseum, Lüneburg. Kolde gehörte zum engen Freundeskreis Mollenhauers in Nidden/Nida und war nach 1918 der führende expressionistische Künstler in Königsberg.

② Ernst Mollenhauer (1892–1963), *Der Leuchtturm von Nidden* (1959), Öl auf Leinwand, Ostpreußisches Landesmuseum, Lüneburg. Mollenhauer zählt zu den ostpreußischen Expressionisten. Aus den gut zwanzig Schaffensjahren des Künstlers in Nidden blieb wenig erhalten, seine spätextpressionistischen Arbeiten aus der Zeit nach 1945 halten immer wieder auch die Motive seines vergangenen Malerparadieses fest.

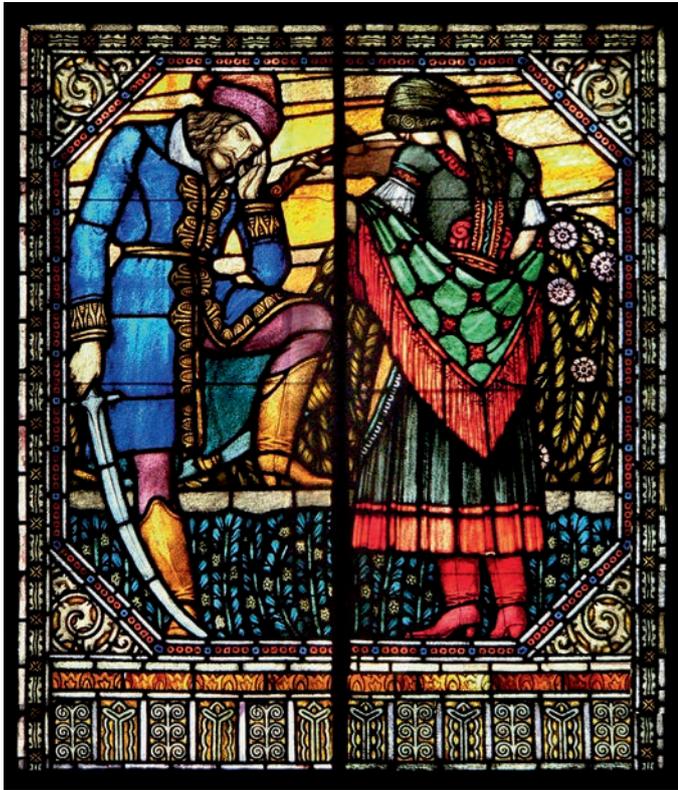
③ Karl Eulenstein (1892–1981), *Heuernte in der Niederung* (1961), Tempera auf Pappe, Ostpreußisches Landesmuseum, Lüneburg. Eulenstein war aus Memel/Klaipėda gebürtig und schuf fast ausschließlich Arbeiten mit Motiven aus dem Memelland, obwohl er ab 1926 in Berlin ansässig war. Er gehörte zum Freundeskreis Mollenhauers in Nidden und blieb auch nach 1945 einer der produktivsten Maler in der Tradition der Künstlerkolonie.

④ Hans Kallmeyer (1882–1961), *Elche vor Abendhimmel* (1919), Öl auf Leinwand, Ostpreußisches Landesmuseum, Lüneburg. Kallmeyers Tier- und Naturbilder erfreuten sich gerade in Ostpreußen großer Popularität. Seine Elchdarstellungen fanden bei den Gästen der Kurischen Nehrung starkes Interesse. Der Elch war seit dem späten 19. Jahrhundert eines der typischen Bildmotive in Nidden.



ERFUNDENE TRADITION

Die Künstlerkolonie Getterle/Gödöllő zwischen Bauernkultur und elitärem Design



Vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zum Anfang des Ersten Weltkriegs hatten Künstlerkolonien in Europa und den Vereinigten Staaten Hochkonjunktur. Siedlungen, die Ideale der Lebensreformbewegung mit künstlerischen Erneuerungsversuchen zu vereinen suchten, entstanden meistens in ländlichen Gegenden inmitten der unberührten Natur. Es ging um eine Ablehnung der – wie man es empfand – schädlichen Folgen der zunehmenden Industrialisierung. Das Idyllische der Umgebung und das Erquickliche des Zusammenlebens in der Gemeinschaft standen im Mittelpunkt dieses Lebensmodells.

Für das Konzept der Künstlerkolonie in Getterle/Gödöllő, einem Städtchen östlich von Budapest, war die Begeisterung für ungarische Volkstradition von zentraler Bedeutung. Die Künstler Aladár Körösfői-Kriesch (1863–1920, der angenommene Zweitname Körösfői geht auf einen Ort in Siebenbürgen zurück) und Sándor Nagy (1869–1950), die sich dort zu Beginn des neuen Jahrhunderts mit ihren Familien niedergelassen hatten, verbanden die ästhetische Idee eines Gesamtkunstwerkes mit der Utopie der sozialen Erneuerung. Es war eine Gemeinschaft im lebensreformerischen Sinne, mit Akzent auf Körperkultur und einer mystisch-religiösen Grundhaltung. Die Künstler der Kolonie orientierten sich in vielem an der *Arts-and-Crafts*-Bewegung, unterhielten

Sándor Nagy, Glasfenster im Kulturpalast in Neumarkt am Mieresch (rum. Târgu Mureș, ung. Marosvásárhely), Siebenbürgen. Der Kulturpalast (rum. *Palatul Culturii*, 1911–1913) ist ein Auftrags- und Gesamtkunstwerk mit Mosaiken, Wandmalereien und bemalten Glasfenstern nach Motiven von Volkslegenden. An seiner Gestaltung beteiligten sich mehrere Mitglieder der Kolonie.

Kontakte mit internationalen Künstlerkollegen. Neben Charles Robert Ashbee besuchte auch der finnische Nationalkünstler Axeli Gallen-Kallela, der selbst in einer Künstlerkolonie lebte, Gödöllő.

Aladár Körösfői-Kriesch beteiligte sich gemeinsam mit dem Architekten István Medgyaszay (1877–1959) an dem mehrbändigen illustrierten Werk *A magyar nép művészete* (»Die Kunst des ungarischen Volkes«). Skizzen von Ornamentik, Holzmöbeln, Textilien und Bauernarchitektur stellten vor allem die Region Kalotaszeg/Țara Călatei in Siebenbürgen als eine unverfälschte Region mit »echter« ungarischer Volkstradition dar. Außer Betracht blieben dabei die Traditionen der benachbart lebenden Bevölkerungsgruppen, etwa der Rumänen, Siebenbürger Sachsen und Roma.

Nach Projekten von István Medgyaszay, der zwar nicht in Gödöllő lebte, aber einen engen Kontakt zu der Künstlergemeinschaft pflegte, entstanden zwei Künstlerhäuser aus Backstein und Beton. Obwohl die Innenräume mit ihren mit Schnitzereien verzierten Möbeln und handgewebten Textilien die Einrichtung dörflicher Hütten nachahmten, verfügten sie über modernsten Komfort. Breite Fenster gaben viel Licht für die professionelle Tätigkeit ihrer Bewohner.

An der Spitze der staatlichen Weberei und Lehranstalt in Gödöllő stand Leo Abraham Abendana Belmonte (1875–1956), ein schwedischer Textilkünstler mit internationaler Erfahrung. Hier fertigte man traditionelle Kelims oder schwedische Scherreiben- bzw. Gobelin-Teppiche nach Skizzen von

Sándor Nagys Atelierhaus in Gödöllő, Architekt: István Medgyaszay, 1904–1906. Foto: © Marina Dmitrieva, 2016

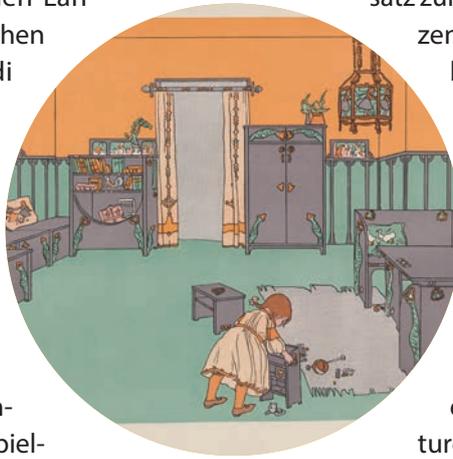


Malern. Organische Materialien und Farben waren Voraussetzungen für die Produktion. Die Gödöllő-Textilien gewannen Auszeichnungen auf internationalen Messen.

Frauen spielten in dieser Künstlergemeinschaft und im wirtschaftlichen Unternehmen eine große Rolle. Valéria Kiss, die Gobelinkunst in verschiedenen Ländern studiert hatte, unterrichtete Mädchen an der Textillehranstalt. Mariska Undi (1877–1959) und Laura Kriesch-Nagy (1879–1966), die Schwester von Aladár Körösfői-Kriesch und Ehefrau von Sándor Nagy, sammelten volkstümliche Textilien und verwendeten sie als Muster für die Weberei. Undi und ihre Schwestern, Carla und Jolán, kleideten sich in Volkstrachten aus dem Kalotaszeg. Mariska Undi gestaltete Kinderbücher, entwarf Kindermöbel und -spielzeug. Und die bekannte Reformtänzerin und Philosophin Valéria Dienes (1879–1978) trat in Gödöllő auf.

Im Jahr 1909 betonte Elek Petrovics, der spätere Direktor des Museums für Bildende Künste in Budapest, in der Kunstzeitschrift *Magyar Iparművészet* (»Ungarische Kunst«) die Bedeutung der Künstler in Gödöllő für die »Rettung« des durch die Industrialisierung bedrohten Kunsthandwerks. Als philosophischen Hintergrund sah er die von John Ruskin und William Morris angestrebte Verbindung von Kunst und Leben. Die Kunst soll demnach nicht nur für die Oberschicht zugänglich sein, sondern Einzug in jede Wohnung halten können; es darf keinen Gegensatz zwischen der schönen und der angewandten Kunst geben. Die Künstler von Gödöllő versuchten nicht, das Leben zu

Mariska Undi, Kinderzimmerentwurf aus den Musterblättern, 1903, Sammlung Museum Gödöllő, Ungarn (*Gödöllői Városi Múzeum*)



modernisieren, schrieb Petrovics, sie kehrten selbst zu den »primitiven Umständen« zurück und orientierten sich dabei an dem russischen Schriftsteller Lew Tolstoi.

In dieser »erfundene Tradition« gab es allerdings eine deutliche Tendenz, das »Eigene« zu erklären und im Gegensatz zum »Fremden« zu sehen. In einem mit Skizzen versehenen Essay für die international bekannte englische Zeitschrift *The Studio* beschrieb Aladár Körösfői-Kriesch Siebenbürgen als ein einzigartiges Reservat nationaler ungarischer Kultur, die in ganzer Unverdorbenheit »practically intact« geblieben sei. Im Gegensatz zu ihm entdeckte der britische *Arts-and-Crafts*-Maler und Reisende Walter Crane in dieser Gegend eine einmalige Vielfalt an ethnischen Kulturen, die verschiedene Formen der Volkskunst hervorbrachten.

An sich ein Paradox: Eigentlich war Gödöllő bekannt für das barocke Schloss, in dem auch die österreichische Kaiserin und ungarische Königin Elisabeth (»Sisi«) gern abstieg. Hier entstand eine Künstlergemeinschaft, die in Lebensweise, Kleidung und Kunstproduktion die »primitive« Bauernkultur imitieren wollte. Allerdings war, wie schon bei William Morris, das egalitaristische Modell zum Scheitern verurteilt: Zu teuer und zu exquisit, erreichten die modischen und eleganten Produkte nicht die breiten Kreise der Bevölkerung, sondern nur die wohlhabende Elite.

Marina Dmitrieva

Die Kunsthistorikerin Dr. Marina Dmitrieva war von 1996 bis 2020 als Senior Researcher am Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO) in Leipzig tätig. Sie forscht zum Thema »Utopische künstlerische Gemeinschaften im östlichen Europa«.

Bauernhäuser in Siebenbürgen: Körösfő (dt. Krieschweij, rum. Izvoru Crișului) und Torockó (dt. Eisenburg, rum. Rimetea), nach Skizzen von Aladár Körösfői-Kriesch, aus: *The Studio. Yearbook of Decorative Art: Peasant Art in Austria and Hungary*. Hg. v. Charles Holmes, London/Paris/New York 1911



SONDERLINGE IN OSTBÖHMEN

In der Rosinkawiesen-Trilogie erzählt Gudrun Pausewang von den Ambivalenzen des Aussteigerlebens

Die mehrfach preisgekrönte Jugendschriftstellerin Gudrun Pausewang erblickte als erstes Kind einer Aussteigerfamilie im Adlergebirge das Licht der Welt: auf der Rosinka-, also Rosinenwiese, wie das sumpfige Stück Land bei Wichestadt/Mladkov dort sarkastisch genannt wurde. Nach entbehrungsreichen Anfängen hatten ihre Eltern dem Boden Erträge abgewonnen, von denen sie bescheiden leben konnten. Sie waren von der »Wandervogel«-Bewegung geprägt worden und wollten sich durch ihre selbstversorgende Landwirtschaft unabhängig machen – in Antihaltung zur bürgerlichen Industriegesellschaft.

Der erste Teil der Rosinkawiesen-Trilogie besteht aus Briefen von Gudruns Mutter an den Enkel einer Freundin, der Ende der 1970er Jahre zum Aussteiger werden möchte. Darin zeigt sie zwar Verständnis für seinen Wunsch, beschreibt ihm aber auch detailliert, wie hart sich ihr Landleben fünfzig Jahre zuvor gestaltet hat. Bewusst ernährten sie sich damals vegetarisch, aber gezwungenermaßen eintönig mit Brei, Kartoffeln und Gemüse der Saison. Splitterfasernackt liegen sie im Gras und lesen, schockiert entdeckt von einer Familie aus dem Dorf. Sie legen ihre Ställe nach neuesten Erkenntnissen tierfreundlich an, was bei den Alteingesessenen Kopfschütteln hervorruft – genau wie die in deren Augen verrückte Idee, ein Baby nackt im Gras strampeln zu lassen. Doch die sechsköpfige Familie erhält viel Besuch von Gleichgesinnten und freundlichen Sommergästen.

Gudruns Vater Siegfried ist ein aufmerksamer Kinder-, Tier- und Pflanzenliebhaber – aber auch ein strammer Nationalsozialist. Im Rahmen eines zivilisationskritischen, gegenaufklärerischen Antimodernismus war das schon damals vereinbar – so wie in heutigen rechtsextremen ökologischen Siedlungsprojekten mit biologisch-dynamisch wirtschaftenden

kinderreichen Familien. Der Mensch passt sich als Teil einer »natürlichen Volksgemeinschaft« seinem »Lebensraum« an. Gertrud Pausewang wurde als Kind entsprechend indoktriniert und war ein begeistertes »Deutsches Jungmädlein«.

Nach der Annexion des Sudetenlandes 1938 erhält das NSDAP-Mitglied Siegfried Pausewang eine gut bezahlte Stelle als Landwirtschaftsberater – bürgerliches Ende eines Aussteigerlebens. Als Inhaber einer Führungsposition in der von Hitlerdeutschland besetzten Ukraine wird er 1943 getötet. Ausgerechnet eine ukrainische Zwangsarbeiterin wird die im Sudetenland verbliebene Rumpffamilie nach der deutschen Niederlage vor Vergewaltigungen durch Rotarmisten retten.

Viele Jahre hat Gudrun Pausewang versucht, das Verhalten ihres geliebten Vaters nachzuvollziehen. Seit Anfang der 1990er Jahre schrieb sie eine Reihe von Jugendbüchern zum Thema Nationalsozialismus. Dessen Ende bedeutete für die vaterlose kinderreiche Familie die anstrengende und entbehrungsreiche Flucht nach Norddeutschland, die im zweiten Teil der Trilogie anschaulich und mitreißend beschrieben wird. Der versöhnliche letzte Band schildert die Annäherung an die neuen Bewohnerinnen der Rosinkawiese. Als andere Sudetendeutsche noch in Bitterkeit verharren – so auch Gudruns Mutter – schließt die Autorin in den 1960er Jahren Freundschaft mit der tschechischen Familie. Die Rosinkawiese wird für sie zur »Vermittlerin zwischen zwei Völkern«. 2003 wurde Gudrun Pausewang eingeladen, die tschechische Übersetzung ihrer Trilogie im Gebäude ihrer ehemaligen Grundschule vorzustellen – etwas, was sie sich »nie hätte träumen lassen«.

Tanja Krombach

Tanja Krombach ist stellvertretende Direktorin des Deutschen Kulturforums östliches Europa e. V. in Potsdam (→ S. 52–54).



Gudrun Pausewang: *Rosinkawiese – damals und heute. Die Rosinkawiesen-Trilogie in einem Band.* Mit dokumentarischen Fotos. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 2004, 478 S., anti-quarisch erhältlich

Eine tschechische Ausgabe, übersetzt von Vojtěch Terber, ist 2001 unter dem Titel *Vzpomínám na Rozinkovou louku* bei Aurora in Prag erschienen.

Hintergrund: Adlergebirge, © Wikimedia Commons, Petr Filippov



Vordere Reihe, v. l. n. r.: Joel Basmann (Hermann Hesse), Maresi Riegner (Hanna Leitner), Julia Jentsch (Ida Hofmann), Max Hubacher (Otto Gross), © tellfilm/DMC

ENDLICH DURCHATMEN

Der Film *Monte Verità – Der Rausch der Freiheit* zeigt die Kommune als Ort weiblicher Selbstfindung

Ängstlich aufgerissene Augen über einem vibrierenden Fächer: Diese Großaufnahme eröffnet die Regiearbeit des Schweizer Stefan Jäger. Hanna Leitner ist nervös. Ein Familienbild soll entstehen, Hannas Ehegatte, der sich als Porträtfotograf eine komfortable Existenz aufgebaut hat, will keine Unschärfen riskieren: Atmen ist verboten. »Beherrscht dich!«, zischt er seiner Frau noch zu, bevor sie nach dem erlösenden Blitz ohnmächtig niedersinkt.

Diese Szene einer Ehe, arrangiert im plüschigen Interieur einer Wiener Bürgerwohnung des Jahres 1906, steht für die respektlose Kälte, mit der sich die Mutter zweier Töchter konfrontiert sieht. Ihr Körper reagiert mit Atemnot und Hustenanfällen, die durch möglichst wenig frische Luft kuriert werden sollen. Einzig bei dem jungen Arzt Otto Gross findet sie Verständnis, bis der sich in Richtung Schweiz verabschiedet. Dort, im Sanatorium Monte Verità, sei die Freiheit zu finden, verspricht er ihr auf einer Postkarte. Nach einem Vergewaltigungsversuch durch ihren Mann ist für Hanna das Maß voll. Sie flieht aus dem Schlafzimmer in den Nachtzug nach Ascona.

Auch wenn der reißerische Untertitel das Gegenteil befürchten lässt: Hanna tastet sich nur zaghaft und dafür umso glaubwürdiger an das Leben in der Reformkommune heran –

Rückschläge und Zweifel inbegriffen. Otto Gross enttäuscht sie: Er hat nicht nur ein Drogenproblem, sondern verkauft seine Promiskuität als Therapieansatz. Da ist es nur konsequent, dass nicht die erotische Erweckung Hannas Befreiungsschlag ist, sondern die Entdeckung ihrer Berufung als Fotografin. Am Ende bricht sie zu neuen Ufern auf.

Hanna Leitner ist eine fiktive Figur, sie steht für die anonymen Fotografinnen und Fotografen, die das Leben auf dem Monte Verità dokumentiert haben. Maresi Riegner spielt diese Rolle verletzlich und wehrhaft zugleich. Die anderen Hauptcharaktere haben authentische Vorbilder. Im Zentrum der Kommune wirkt die im siebenbürgischen Kronstadt/Braşov aufgewachsene Pianistin und Schriftstellerin Ida Hoffmann (1864–1926), von Julia Jentsch mit natürlicher Autorität und herber Warmherzigkeit verkörpert. Ergreifend in ihrer Todessehnsucht ist die psychisch labile Mitgründerin Lotte Hattemer (Hannah Herzsprung). Auch Hermann Hesse, Isadora Duncan und Henri Hofmann-Oedenkoven haben ihre Auftritte. Die Darstellung des historischen Personals ist solide, aber nicht tiefschürfend, denn der Fokus der Erzählung liegt auf der Hauptfigur.

Wenn die Kritik abwertend von einem Kostümfilm spricht, so verkennt sie, wie essenziell die vermeintlichen

Äußerlichkeiten für die Lebensreformbewegung waren. Hochgeschlossene Blusen mit Korsetts durch lose fallende Kleider zu ersetzen und die Haare offen zu tragen, statt sie aufzutürmen: Das war kein Modegag, dabei ging es um Atem- und Bewegungsfreiheit. Sicher schrammt die Ästhetik des Films manchmal haarscharf am Kitsch vorbei: Die Natur ist stets in zauberhaftes Licht getaucht, die bei Vollmond tanzenden Nackten sind allesamt jung und attraktiv. Wer eine nüchterne Analyse der Lebensreformbewegung erwartet, wird daher enttäuscht sein. Ein emotional berührender, mit viel Zeitkolorit ausgestatteter Augenschmaus ist *Monte Verità – Der Rausch der Freiheit* aber allemal.

Vera Schneider

Dr. Vera Schneider ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Deutschen Kulturforum östliches Europa in Potsdam (→ S. 52–54).

Monte Verità – Der Rausch der Freiheit

Schweiz/Deutschland/Österreich 2021, 116 Min.
Regie: Stefan Jäger; Produktion: tellfilm, Katrin



Renz; Mit Maresi Riegner, Max Hubacher, Julia Jentsch, Hannah Herzsprung, Joel Basmann; Buch: Kornelija Naraks; Kamera: Daniela Knapp; Schnitt: Noemi Katharina Preiswerk; DVD erschienen bei DMC Film Distribution

UNSER BULLSHIT-DETEKTOR

Das früher von Deutschen besiedelte tschechische Grenzgebiet galt lange als düster und unwirtlich. Ein Dokumentarfilm aus dem Jahr 2012 porträtierte junge Leute, die dort ihre Vision vom naturnahen Leben verwirklichen wollten. Inzwischen gibt es einige Erfolgsgeschichten zu erzählen.



Auf dem *Statek u Macháčků*, dem Bauernhof der Macháček, wächst alles dicht beieinander: links ein kleines Kartoffelfeld, rechts ein Kräuterbeet und überall viele Bäume. So wird die Biodiversität gesichert – aber auch jede Menge Handarbeit.



Im Grenzgebiet zwischen Deutschland, Tschechien und Polen, da, wo einst Deutsche wohnten, herrschte nach dem Zweiten Weltkrieg Verwahrlosung und Armut. Nach der politischen Wende von 1989 fand Tschechien schnell Anschluss an den Westen. Doch viele Orte in dieser Region blieben noch lange im Dornröschenschlaf.

2005 besuchte die Dokumentarfilmerin Lenka Ovčáčková erstmals Menschen, die genau darin die Chance für ein alternatives Leben sahen. »Wer Träume verwirklichen will, der braucht Raum dafür. Und den findet man hier«, sagt sie. Viele Jahre später wird deutlich: Ihre Protagonisten waren Trendsetter.

Etwas Sinnvolles für die Gesellschaft tun

Štěpán und Melanie Matějka zum Beispiel wohnen seit rund 15 Jahren in Heinersdorf an der Tafelfichte/Jindřichovice pod Smrkem. Der kleine Ort liegt vier Kilometer von der polnischen Grenze entfernt, zu der seit 1945 kein Weg und keine Gleise mehr führen. Vor ein paar Jahren haben sie das ehemalige Pfarrhaus gekauft und für ihre sechsköpfige Familie hergerichtet. Die Matějkas sind mit ihrem Camper viel in Europa unterwegs. Heute aber herrscht reges Treiben im bedacht wildwüchsigen Garten, mit den Nachbarskindern wird das neue Glitter-Spray ausprobiert, das Kinderlachen schallt bis zum Hotel auf der anderen Straßenseite. Das sieht düster aus – leere Fenster, eine bröckelnde Fassade, die einst eleganten Frauenköpfe am Portal unter dem Balkon sind längst verwittert. Lebensfreude und Verfall scheinen nah beieinanderzuliegen in diesem Ort.

Warum haben die Matějkas gerade Heinersdorf ausgewählt, um ihren Kindern eine Zukunft zu geben? Kurzes Nachdenken. Ja, es ist eine schwermütige Landschaft, sie atmet eine finstere Geschichte von Krieg und Vertreibung. Aber die Leere der Umgebung gibt auch Freiheit, findet Melanie: »Hier kann man in jede Richtung gehen, alle Wege sind offen.«



Štěpán und Melanie Matějka finden viele Wildkräuter und Beeren, auch in ihrem verwunschenen Garten. Gerade haben sie Brennnesselsamen geerntet.



Die Pferde sind das Herz des Bauernhofs Rosenbaum und werden entsprechend liebevoll versorgt. Mit ihnen betreibt Martin Rosenbaum die Landwirtschaft, soweit es geht.



Petr Macháček repariert und baut so viel wie möglich selbst, manchmal mit Hilfe von Aushilfen oder Freiwilligen. Es ist nicht leicht, Arbeitskräfte zu finden und zu bezahlen.

Und Štěpán fügt hinzu: »Unser Zuhause ist unser Bullshit-Detektor. Hier begreifen wir, was wirklich wichtig ist. Nein, der Sinn des Lebens ist nicht, Geld zu verdienen, sondern etwas zu tun, was auch für die Gesellschaft sinnvoll ist.«

Die Matějkas haben sich während des Musikstudiums in Rostock kennengelernt. Im Film von Lenka Ovčáčková treten sie nicht nur als Protagonisten auf, sondern haben auch die Filmmusik gemacht. Eine Studienfreundin hatte ihnen von dem abgelegenen und damals noch weitgehend verlassenem Ort erzählt und von dem *Žijící skanzen*, dem »Lebendigen Freilichtmuseum«, das Zbyněk Vlk gegründet hatte, um die alte Architektur und die überlieferten Handwerkstechniken nicht nur zu zeigen, sondern auch lebendig zu halten – und so einen neuen Weg für eine nachhaltige Gesellschaft zu finden. Weitergesponnen wurde diese Idee von Petr Pávek, der als Bürgermeister des Ortes nachhaltige Holzhäuser und ein Windrad für die Energieversorgung bauen ließ. Pávek ist es auch zu verdanken, dass es auf dem Gelände des Museums eine Freie Schule gibt, die allerdings nicht staatlich anerkannt wird. Drei Tage wöchentlich findet der Unterricht statt, die Schülerinnen und Schüler bestimmen den Lehrplan mit. Diese Schule ermöglicht es den Matějkas, das ganze Jahr über ausgedehnte Reisen mit ihren Kindern zu unternehmen.

Platz zum Wachsen

Auch die Familie Rosenbaum am Dorfrand ist begeistert von dem »Schulbonus«. Alles ist möglich. Johanka, die älteste Tochter, ging bis zur fünften Klasse im Dorf zur Schule und besucht jetzt das Gymnasium im nahe gelegenen Friedland/Frydlant. Die beiden jüngeren Mädchen waren zeitweilig in der Dorfschule, zeitweilig wurden sie zu Hause unterrichtet. Mittlerweile ist eine zum Gymnasium gewechselt, die zweite auf eine andere weiterführende Schule. Der Sohn Jindřišek ist zu Hause im Homeschooling, möchte aber demnächst wieder die Freie Schule besuchen. Dort wird auch sein Bruder, der Jüngste der Familie, unterrichtet.

Martin Rosenbaum gehört zu denjenigen, die das »Lebendige Freilichtmuseum« mit aufgebaut haben. Nach der Schule in Karlsbad/Karlovy Vary leistete er dort seinen Zivildienst – und ist geblieben. »Hier gibt es Platz, um zu wachsen«, sagt er nüchtern. Ja, Schuld und Trauer hingen wie ein Fluch über der Landschaft und ihren Menschen, räumt er ein. »Aber jetzt sind neue Leute gekommen und deren positive Energie reinigt die alte, schlechte Energie. Wir sind da. Und wir bauen etwas Neues auf.«

Seit er in dem Film von Lenka Ovčáčková vorgestellt wurde, sind er und seine Frau Jana ihrem Traum, mit Pferden Landwirtschaft zu betreiben, sehr viel näher gekommen. Die Idee: Die kräftigen Kaltblüter ziehen Pflug und Wagen – sie verursachen weniger Bodenverdichtung, fressen Gras statt

Benzin und hinterlassen auch noch Dünger statt Abgase. Mittlerweile kommen selbst aus Deutschland junge Landwirtschaftsstudierende, um auf Rosenbaums Farm zu lernen.

Es war nicht einfach für die Rosenbaums, genug Acker- und Weideflächen für den Betrieb und das entsprechende Wohnhaus für die große Familie zu finden. Zwischenzeitlich pachteten sie Land im Nachbardorf, verdienten Geld dazu, mussten vorübergehend sogar in einer *maringotka* wohnen, einem Bauwagen. Aber sie waren immer davon überzeugt, dass es klappt. »Würden wir heute erst kommen«, sagt Jana kopfschüttelnd, »hätten wir keinerlei Chance mehr.« Längst ist auch hier an der Grenze der Druck auf die Landwirte groß.

Handarbeit und fehlende Arbeitskräfte

Von diesem Druck kann ihr Freund und Kollege Petr Macháček im rund neunzig Kilometer entfernten Güntersdorf/Huntířov ein Lied singen. Gerade hat er mit einem Helfer die selbst gebaute Schreddermaschine für den Kompost repariert. Nun steht er auf dem höchsten Punkt der von ihm bewirtschafteten Felder. Von hier aus schaut man hinunter auf die sanft hügelige, saftig grüne Landschaft des Böhmisches Paradieses/Český ráj. »Hier ist die Natur noch in Ordnung«, schwärmt er. »Die Hügel haben immer schon eine großflächige Landwirtschaft verhindert, es gibt keine kommerziellen Bauern. Das ist echt eine saubere Landschaft. Deshalb war die Chance ideal, die ökologische Landwirtschaft wieder aufzubauen.«

Macháček's Idee: Er will Ackerbau, Forstwirtschaft und Tierhaltung – hier beschränkt er sich auf zwei Ziegen und ein paar Hühner – kombinieren. Die Bäume geben Schatten und halten den Wind ab, es gibt weniger Erosion, mehr Biodiversität. »Und viel mehr Arbeit«, sagt seine Frau mit einem schiefen Lächeln. Zwischen Sträuchern und Bäumen wurden Beete mit Gemüse und Kräutern angelegt. Für größere Maschinen ist hier kein Platz, alles muss mit der Hand gemacht werden. Doch Arbeitskräfte sind schwer zu finden und zu halten, Land ist unbezahlbar. Macháček kommt aus einer alteingesessenen Familie und ist im Ort gut vernetzt. Viele, glaubt er, halten ihn für einen »grünen Spinner« und seine Produkte für viel zu teuer. Aber ohne seine Kontakte hätte er viel weniger Land zur Verfügung. Und er braucht eigentlich noch mehr.

Denn einen Vorteil hat er gegenüber den Rosenbaums: Güntersdorf liegt an den großen Verkehrsadern, von hier aus kann er in die größeren Städte liefern, etwa nach Reichenberg/Liberec, wo die Menschen bereit sind, für Bio-kost mehr zu zahlen. Macháček bringt einem ausgewählten Kundenkreis regelmäßig Taschen mit ausgesuchten Lebensmitteln für eine Woche. Heute waren darin: eine Portion selbst gemahlenes Mehl, eine große Zwiebel, Paprika, Gurken, Zucchini und ein paar Kräuter wie Schnittlauch und

Liebstöckel. Seine Taschen sind sehr beliebt, die Nachfrage ist viel größer als das Angebot. Der eher wortkarge Mann wirkt selbst beeindruckt, als er sagt: »Wir sind jetzt genau da, wo wir hinwollen.«

Zukunfts visionen

Drei Erfolgsgeschichten sind es also, deren Anfänge Lenka Ovčáčková vor vielen Jahren begleitet hat. Und doch ist die Filmemacherin noch lange nicht »fertig« mit der rauen Grenzlandschaft und ihrer bewegten Geschichte. Sie will weiter die Erzählungen sammeln, die Schicksale festhalten. Denn sie ist davon überzeugt, dass das Grenzgebiet nur heilen kann, wenn an seine Geschichte erinnert wird. Das brauche Zeit. Ja, mittlerweile sei das Sudetenland unter jungen alternativen Tschechinnen und Tschechen regelrecht »in«. Viele kommen, aber viele gehen auch wieder. Und manchen gelingt es, Wurzeln zu schlagen. Die sind Ovčáčkovas größte Hoffnung: »Wenn die Tschechen sich im Grenzgebiet verorten, dann sind auch die ehemaligen Vertriebenen und ihre Familien wieder willkommen. Dann haben wir eine gemeinsame Heimat.«

Renate Zöller

Renate Zöller ist beim Deutschen Kulturforum östliches Europa in Potsdam (→ S. 52–54) als Redakteurin der Kulturkorrespondenz östliches Europa tätig. Daneben arbeitet sie als freie Journalistin.



Foto: Miroslav Pavko

Der Film

Die verlorene und wiedergefundene Landschaft
Ztracená a znovunalezená krajina

(Drehbuch, Kamera, Ton, Schnitt, Regie: Lenka Ovčáčková, 2012, 40 Min., deutsch u. tschechisch)

Kostenlos über Vimeo abrufbar:

 https://bit.ly/alternative_sudety

DIE IDEE DES TEILENS

Im siebenbürgischen Martinsberg könnte ein neuer Monte Verità entstehen

Wie sieht ein Visionär aus? Wäre ich Filmregisseurin und müsste diese Rolle besetzen, hätte Günter Czernetzky gute Chancen. Ich treffe ihn zum Interview in einem Hermannstädter Weinkeller, aber es ist ganz offensichtlich nicht der transsilvanische Muskat Ottonel in unseren Gläsern, der ihm die Zunge löst. Czernetzky's Hände sind ständig in Bewegung, wenn er spricht, seine Augen blitzen, seine silberweiße Mähne leuchtet im Gegenlicht. Vielleicht liegt sein Sendungsbewusstsein in der Familie: Der Großvater mütterlicherseits war wohl ein Cousin von Gusto Gräser, dem Mitbegründer des alternativen Siedlungsprojekts Monte Verità. Wie seine Vorfahren, unter ihnen viele Geistliche, läuft Czernetzky »als ›Utopist‹ durch die Welt und glaubt, den Herrgott am dicken Zeh ›erwischt‹ zu haben«. Selbstironie ist nicht typisch für einen Visionär, aber sie steigert das Vergnügen beim Verfolgen seiner Gedankengänge.

Verabredet haben wir uns, weil ich mehr über sein Projekt zur Lebensreform wissen will. Günter Czernetzky hat nicht nur Visionen, er ist auch ein visueller Mensch. 1956 in Schäßburg/Sighișoara geboren, studierte er zunächst an der Filmhochschule in Bukarest, nach seiner Auswanderung in die Bundesrepublik ab 1979 an der Münchener Hochschule für Fernsehen und Film. Seit 1988 arbeitet er als freier Filmautor, Regisseur, Produzent und Medienpädagoge; so betreute er Seminare an der Lucian-Blaga-Universität in Hermannstadt/Sibiu und an der Humboldt-Universität zu Berlin. Für seinen lyrischen Dokumentarfilm *Wunden – Erzählungen aus Transsilvanien* erhielt er den Ernst-Habermann-Preis.

Heute hat Czernetzky mehrere Ordner mit Dokumenten mitgebracht und einen Laptop voller Fotos. Ihm schwebt ein Episodenfilm vor, der strukturell an Arthur Schnitzlers Bühnenstück *Reigen* angelehnt ist und dessen Module sich an den Themen der Reformbewegung um 1900 orientieren: Gesellschaftsreform, Bildungsreform, Befreiung der Frau, Kleidungsreform ... Aber nicht die Vergangenheit will Czernetzky befragen: »Mich interessiert die Reformbewegung im heutigen Siebenbürgen. Wer pflegt hier und jetzt den Reformgedanken?« Zum Teil sind das traditionelle Handwerker, zum Teil auch Außenseiter und Sonderlinge. »Das Problem mit den Reformern ist, dass manche von ihnen den Bezug zur Realität verlieren. Das war wahrscheinlich schon damals so und das ist auch heute noch so.«

Ein Pilotprojekt, in das Czernetzky auch selbst eingebunden ist, steht allerdings fest auf dem Boden der Tatsachen. Ort des Geschehens ist Martinsberg/Șomartin, ein Dorf im Kreis Hermannstadt/Sibiu, dessen historische Bausubstanz



▲ ▲ ArtCultCamp 2018, vor der alten deutschen Schule: Jutka und Andrei Popa, »Zaungast« Hans, Alexandra Stoica, Elena Moglan und Günter Czernetzky (v. l. n. r.), Foto: © Vlad Dumitru

▲ So sieht das Schulgebäude seit der Renovierung im Sommer 2023 aus. Foto: © Semida Pop

unter dem Exodus der Siebenbürger Sachsen stark gelitten hat. Einige Anwesen, darunter das von Architekt Fritz Balthes (1882–1914) erbaute Gemeindehaus, das Schulgebäude und das evangelische Pfarrhaus, wurden von Mariana Moore und Jochen Kusch erworben, die sich nicht nur finanziell engagieren. »Die beiden sind mindestens so visionär wie ich«, befindet Czernetzky. »Wir glauben, hier entsteht gerade ein neuer Monte Verità: die Siedlung Monte Martinus.«

Martinus und Mons Martini: So heißen die beiden Vereine, die derzeit gemeinsam an einem Gesamtkonzept für ein berufsbildendes, an den Prinzipien der Lebensreform orientiertes Schullandheim in Martinsberg stricken. Es soll eine Ausbildung in traditionellen Gewerken sowie in Garten- und Landschaftsgestaltung anbieten. Die Auszubildenden retten und erhalten im praktischen Teil ihrer Lehre alte Bausubstanz. Das fällige Schulgeld können sie wahlweise zahlen oder abarbeiten. »So etwas gibt es hierzulande noch nicht: Jemand geht in eine Schule, die er gleichzeitig baut«, umreißt Czernetzky das Grundprinzip.



Der Berg ruft – auch in Siebenbürgen! Bei seinem Besuch auf dem Monte Verità in Ascona fühlte sich Günter Czernetzky an seine Heimat erinnert. Martinsberg/Șomartin wurde 1337 erstmals urkundlich erwähnt. Die Wehrkirche, die 1495 auf der Grundlage einer Basilika aus dem 13. Jahrhundert entstanden ist, steht unter Denkmalschutz. © Foto Adrian Arsu

Die Lehrkräfte und -meister der Schule werden in einer Reformwohngemeinschaft für Seniorinnen und Senioren leben, einer zweiten tragenden Säule des Monte Martinus. »Wir möchten die Neuansiedler dafür begeistern, ihre Anwesen zu öffnen – für Menschen, die zusammen lernend und lehrend alt werden wollen. Es geht uns um die Idee des Teilens.« Für die nötigen Finanzspritzen wird ein Luxusresidenzhotel sorgen, das im ehemaligen Schulhaus untergebracht werden soll. Im einstigen Pfarrhaus kann man derzeit noch übernachten: »Wenn du das Leben im 19. Jahrhundert testen willst: Wieso nicht? Ich gebe dir ein Zimmer, du wäschst dich in einer Waschschüssel mit Brunnenwasser und gehst auf die Gartentoilette.«

Günter Czernetzky selbst lebt seit 2014 auch im ehemaligen Pfarrhaus von Martinsberg. Den Ausschlag dafür gab das Schicksal seiner ebenfalls nach Deutschland ausgewanderten Großmutter, deren Herzenswunsch, vor ihrem Tod ihre Heimat Siebenbürgen wiederzusehen, nicht erfüllt werden konnte. »Egal, wie krank ich dann sein werde: Ich möchte nicht am Tropf in einer Klinik ›krepieren‹, sondern hier, in dieser herrlichen Landschaft, mit Musik auf den Ohren«, wünscht sich nun ihr Enkel.

Aber noch ist er quicklebendig und engagiert sich auf seine Weise für den Monte Martinus: mit Kunstaktionen, Outdoor-Ausstellungen, einem jährlichen ArtCultCamp im Sommer – und der Herstellung von Öffentlichkeit. Nebenbei pflegt er sein neuestes Steckenpferd: »Ich produziere Flecken, siebenbürgische Flecken.« Dafür nutzt er natürliche Farben, die er auf Lein-, Tisch-, Hand- und Putztücher aufträgt. »Die Leute halten mich für einen Spinner, aber



Günter Czernetzky 2023 mit seinem Werk *Seggbe Rúg*, bei der Vorbereitung seiner »FleckenStudien«-Ausstellung *ARTimpro & EXPERIMENTE*, © Vlad Dumitru

post mortem werde ich sicher entdeckt als der große Fleckenkünstler aus Transsilvanien.« Da blitzt seine Selbstironie wieder auf. Pläne – oder sagen wir besser: Visionen? – hat Günter Czernetzky jedenfalls noch für die nächsten fünf- undzwanzig Jahre.

Vera Schneider

Dr. Vera Schneider ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Deutschen Kulturforum östliches Europa in Potsdam (→ S. 52–54).

ZURÜCK ZUR NATUR

Eine Ausstellung im Kunstmuseum Schwaan zeigte die Künstlerkolonie Schreiberhau/Szklarska Poręba im europäischen Kontext

Bin wieder einsam und stark und frei,
Fern den Menschen, die mich umschüren.
All das Hasten und Drängen und Schüren
Ist nun vorbei.

Atme taureine Winterluft,
Und der Blick über Reifwälder streift –
Keine städtische Mauergruft –
Ach! – und die einsame Seele schweift.

Carl Hauptmann

Für die Entstehung von Künstlerkolonien ist neben der Ablehnung akademischer Traditionen die Motivation der Künstlerinnen und Künstler ausschlaggebend, sich fern der Stadt aufzuhalten und niederzulassen. Der Philosoph Jean-Jacques Rousseau lieferte mit seinem Ausruf, der Mensch solle zur Natur zurückkehren, Ende des 18. Jahrhunderts eine zivilisationskritische Steilvorlage, durch die eine Auseinandersetzung mit den Bedingungen der menschlichen Existenz wieder einsetzte. Gefühle der Entfremdung von der gesellschaftlichen Wirklichkeit führten zur Stadtfucht, insbesondere bei den Künstlern, die am Rande urwüchsiger Landschaften und Wälder oder in höheren Gebirgslagen, in noch unberührten, entlegenen Dörfern, die Möglichkeit einer individuellen künstlerischen Existenz sahen.

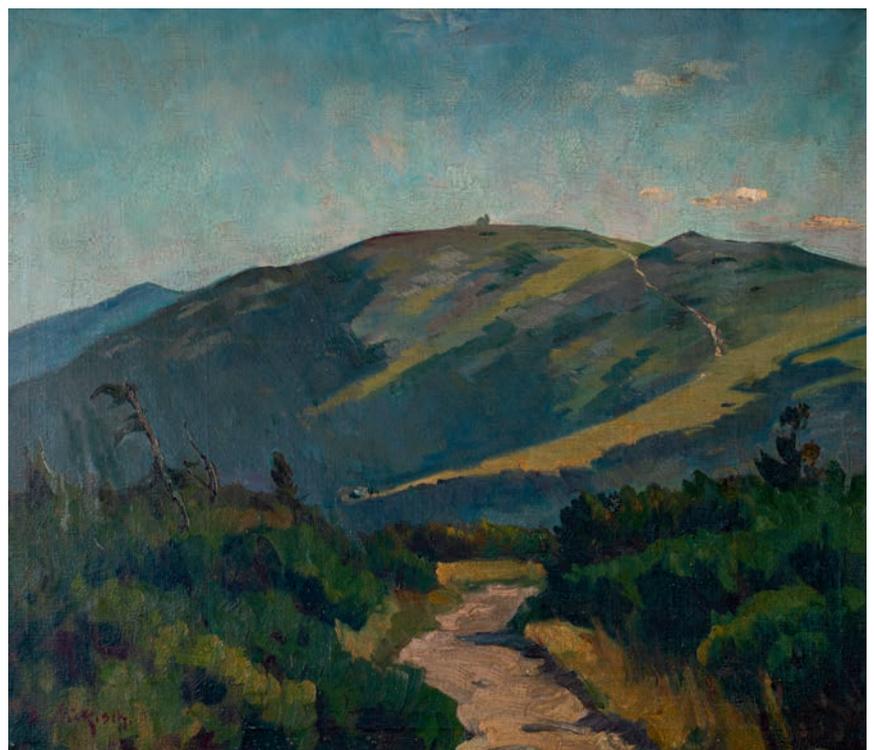
Dabei lieferte ihnen eine imposante Landschaft wie das Riesengebirge ein einzigartiges Motiv. Mit seiner unverwechselbaren Kammlinie wurde es als rau und wild wahrgenommen. Es verwundert nicht, dass in ihm eine Sagengestalt wie der Rübezahl angesiedelt ist. Spätestens seit seiner Entdeckung durch den Romantiker Caspar David Friedrich im Jahr 1810 zog das Gebirge auch das Interesse von Künstlern auf sich.

Vom Kreis um Carl und Gerhart Hauptmann bis hin zur Vereinigung bildender Künstler St. Lukas in der Wassermühle in Schreiberhau – im Riesengebirge versammelten sich seit den 1880er Jahren Literaten und bildende Künstler. Die Ansiedlung der Brüder

Gerhart und Carl Hauptmann übte eine ganz wesentliche Anziehung auf Maler, Musiker und Schriftsteller aus. Ihr Wohnhaus war einst zentraler Treffpunkt, bevor 1922 die Künstlervereinigung ins Leben gerufen wurde.

Aus anderen Künstlerkolonien in Deutschland wie Kronberg und Dachau kommend, erkundeten die Künstler die einzigartige Landschaft. Adolf Dressler (1833–1881) und Carl Ernst Morgenstern (1847–1928) übten hier die Malerei *en plein air* im realistischen Stil. Dieser wurde bald von impressionistischen Tendenzen einer jüngeren Generation abgelöst. In den Gemälden von Arthur Nickisch (1872–1948) und Franz von Jackowski (1885–1974) kann man den Wandel zur atmosphärischen Auffassung der Schreiberhauer Motive beobachten. Es folgten Maler wie Hans Emil Oberländer (1885–1944) und Willi Oltmanns (1905–1979), die landschaftliche Eindrücke in expressiver Stimmung wiedergaben.

Für eine Ausstellung über die Künstlerkolonie Schreiberhau, in der im Frühjahr 2024 annähernd vierzig Kunstwerke gezeigt wurden, arbeitete das Kunstmuseum im mecklenburgischen Schwaan mit dem Riesengebirgsmuseum (*Muzeum Karkonoskie*) in Hirschberg/Jelenia Góra zusammen. Der größte Teil der Sammlung der ehemaligen Künstlerkolonie wird dort aufbewahrt. In dem früheren Wohnhaus von Carl und Gerhart Hauptmann in Schreiberhau wird ein Teil der Sammlung ständig präsentiert.



Carl Ernst Morgenstern, *Die Landschaft des Riesengebirges*, Öl auf Karton
© Riesengebirgsmuseum Hirschberg/Muzeum Karkonoskie w Jeleniej Górze



Alfred Nickisch, *Landschaft im Riesengebirge*, Öl auf Leinwand, 74 x 84 cm, © Riesengebirgsmuseum Hirschberg/Muzeum Karkonoskie w Jeleniej Górze

Vom Hochstein aus [...] entfaltete sich die Tiefe des Tales vor uns und die rein konturierten Massen des Riesengebirges bis zur Schneekoppe in voller Herrlichkeit. Hier, sagte uns plötzlich ein kühner Gedanke, hier wollen wir bleiben, hier wollen wir Fuß fassen. Wir stolperten also, berauscht und beseligt, vom Hochstein aus in die Schreiberhauer Täler hinunter. Direkt, wie uns vorkam, ins Paradies.

Gerhart Hauptmann, 1890

In der Schwaaner Ausstellung wurde unter dem Titel *Szklarska Poręba. Die Künstlerkolonie Schreiberhau im Riesengebirge* auch das Verbindende des Phänomens der europäischen Künstlerkolonien sichtbar gemacht. Diese Brücke schlugen vor allem die Hauptmann-Brüder, die ebenfalls wichtig für die Künstlerkolonie Hiddensee waren, und Hans Emil Oberländer, der sowohl in Schreiberhau als auch in Ahrenshoop eine künstlerische Heimat fand. Begleitend zur Ausstellung im Kunstmuseum fanden Veranstaltungen zu Werk und Wirken von Gerhart und Carl Hauptmann sowie

zur Komponistin Anna Teichmüller (1861–1940) statt. Eine Podiumsdiskussion, die Magdalena Gebala vom Deutschen Kulturforum östliches Europa moderierte, widmete sich dem gemeinsamen kulturellen Erbe und dessen Rezeption in Polen und Deutschland. Darüber sprachen Bettina Martin, Ministerin für Wissenschaft, Kultur-, Bundes- und Europaangelegenheiten des Landes Mecklenburg-Vorpommern, Julita Zaprucka, Direktorin des Riesengebirgsmuseums Hirschberg, Anette Winter-Süß und die Buchautorin Karolina Kuszyk.

Anette Winter-Süß

Anette Winter-Süß ist Leiterin des Kunstmuseums Schwaan sowie Mitglied im Vorstand von Impressionisms Routes und im wissenschaftlichen Beirat von euroart.

Kunstmuseum Schwaan
Mühlenstraße 12
18258 Schwaan

November–März:
Di–Fr 11–16 Uhr
Sa und So 11–17 Uhr
April–Oktober:
Di–So 11–17 Uhr

Riesengebirgsmuseum
in Hirschberg
Muzeum Karkonoskie
w Jeleniej Górze
ul. Jana Matejki 28
PL–58 500 Jelenia Góra
Di–So 9–17 Uhr

Vom Bund geförderte Einrichtungen

Förderung nach § 96 des Bundesvertriebenengesetzes (BVFG), bei

2 nach Artikel 91 b des Grundgesetzes

☉ **Die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien**
Willy-Brandt-Straße 1 • 10557 Berlin
Referat K 44: Kultur und Geschichte der Deutschen im östl. Europa
Köthener Str. 2 • 10963 Berlin
Graurheindorfer Straße 198 • 53117 Bonn

Bundesinstitut

1 **Bundesinstitut für Kultur und Geschichte des östlichen Europa (BKGE)**
Johann-Justus-Weg 147 a • 26127 Oldenburg
Telefon: +49 (0)441 96195-0 • www.bkge.de

Forschungseinrichtungen und Bibliotheken

2 **Herder-Institut für historische Ostmitteleuropaforschung – Institut der Leibniz-Gemeinschaft**
Gisonenweg 5–7 • 35037 Marburg
Telefon: +49 (0)6421 184-0 • www.herder-institut.de

3 **Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas e. V. (IKGS)**
an der Ludwig-Maximilians-Universität München
Halskestraße 15 • 81379 München
Telefon: +49 (0)89 780609-0 • www.ikgs.de

4 **Institut für Kultur und Geschichte der Deutschen in Nordosteuropa e. V. (IKGN)/Nordost-Institut**
an der Universität Hamburg
Lindenstraße 31 • 21335 Lüneburg
Telefon: +49 (0)4131 40059-0 • www.ikgn.de

5 **Martin-Opitz-Bibliothek**
An-Institut der Ruhr-Universität Bochum
Berliner Platz 5 • 44623 Herne
Telefon: +49 (0)2323 162805 • www.martin-opitz-bibliothek.de

Einrichtungen der Kulturvermittlung

6 **Adalbert Stifter Verein – Kulturinstitut für die böhmischen Länder**
Hochstraße 8 • 81669 München
Telefon: +49 (0)89 622716-30 • www.stifterverein.de

7 **Deutsches Kulturforum östliches Europa e. V.**
Berliner Straße 135 | Haus K1 • 14467 Potsdam
Telefon: +49 (0)331 20098-0 • www.kulturforum.info

Museen

8 **Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm**
Schillerstraße 1 • 89077 Ulm
Telefon: +49 (0)731 96254-0 • www.dzm-museum.de

9 **Haus Schlesien**
Dollendorfer Straße 412 • 53639 Königswinter-Heisterbacherrott
Telefon: +49 (0)2244 886-0 • www.hausschlesien.de

10 **Kulturzentrum Ostpreußen**
Schlossstraße 9 • 91792 Ellingen/Bayern
Telefon: +49 (0)9141 8644-0 • www.kulturzentrum-ostpreussen.de

11 **Kunstforum Ostdeutsche Galerie**
Dr.-Johann-Maier-Straße 5 • 93049 Regensburg
Telefon: +49 (0)941 29714-0 • www.kunstforum.net

12 **Museum für russlanddeutsche Kulturgeschichte**
Georgstraße 24 • 32756 Detmold
Telefon: +49 (0)5231 921690-0 • www.russlanddeutsche.de

13 **Ostpreußisches Landesmuseum mit Deutschbaltischer Abteilung**
Heiligengeiststraße 38 • 21335 Lüneburg
Telefon: +49 (0)4131 75995-0
www.ostpreussisches-landesmuseum.de

14 **Pommersches Landesmuseum**
Rakower Straße 9 • 17489 Greifswald
Telefon: +49 (0)3834 8312-0 • www.pommersches-landesmuseum.de

15 **Schlesisches Museum zu Görlitz**
Brüderstraße 8 • 02826 Görlitz
Telefon: +49 (0)3581 8791-0 • www.schlesisches-museum.de

16 **Siebenbürgisches Museum**
Schloss Horneck 1 • 74831 Gundelsheim/Neckar
Telefon: +49 (0)6269 4223-0 • www.siebenbuergisches-museum.de

17 **Westpreußisches Landesmuseum**
Franziskanerkloster • Klosterstraße 21 • 48231 Warendorf
Telefon: +49 (0)2581 92777 • www.westpreussisches-landesmuseum.de

Dokumentationszentrum

18 **Dokumentationszentrum Flucht, Vertreibung, Versöhnung**
Stresemannstraße 90 • 10963 Berlin
Telefon: +49 (0)30 2062998-0
www.flucht-vertreibung-versoehnung.de

Kulturreferate

Die Kulturreferate entwickeln mit eigenen Förderetats Projekte der kulturellen Bildung und fördern thematisch geeignete externe Projekte, so etwa von Institutionen der kulturellen Bildung, Heimatvertriebenenverbänden oder Jugendorganisationen. Die Förderung erfolgt nach § 96 BVFG.

a **Dr. Wolfgang Schwarz**
Kulturreferat für die böhmischen Länder
Adresse und Website → 6 • Telefon: +49 (0)89 622 716 35
schwarz@stifterverein.de

b **Dr. Swantje Volkmann**
Kulturreferentin für den Donauraum
Adresse und Website → 8 • Telefon: +49 (0)731 96254-115
swantje.volkmann@dzm-museum.de

c **Edwin Warkentin**
Kulturreferent für Russlanddeutsche
Adresse und Website → 12 • Telefon: +49 (0)5231 9216-913
kulturreferat@russlanddeutsche.de

d **Agata Kern**
Kulturreferentin für Ostpreußen und das Baltikum
Adresse und Website → 13 • Telefon: +49 (0)4131 75995-15
a.kern@ol-ig.de

e **Dorota Makrutzki**
Kulturreferentin für Pommern und Ostbrandenburg
Adresse und Website → 14 • Telefon: +49 (0)3834 8312-16
kulturreferat@pommersches-landesmuseum.de

f **Agnieszka Bormann**
Kulturreferentin für Schlesien
Adresse und Website → 15 • Telefon: +49 (0)3581 8791-116
www.silesia-news.de • abormann@schlesisches-museum.de

g **Dr. Heinke Fabritius**
Kulturreferentin für Siebenbürgen, Bessarabien, Bukowina, Dobrukscha, Maramuresch, Moldau, Walachei
Adresse und Website → 16 • Telefon: +49 (0)6269 4223-12
fabritius@siebenbuergisches-museum.de

h **Magdalena Oxfort**
Kulturreferentin für Westpreußen, Posener Land und Mittelpolen
Adresse → 17 • Telefon: +49 (0)2581 92777-17
www.kulturreferat-westpreussen.de
magdalena.oxfort@westpreussisches-landesmuseum.de

Von den folgenden Bundesländern getragene oder institutionell geförderte Einrichtungen

BADEN-WÜRTTEMBERG

➔ 8 Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm

A Donauschwäbische Kulturstiftung des Landes Baden-Württemberg

Schlossstraße 92 • 70176 Stuttgart
Telefon: +49 (0)711 66951-26 • www.dksbw.de

B Haus der Heimat des Landes Baden-Württemberg

Schlossstraße 92 • 70176 Stuttgart
Telefon: +49 (0)711 66951-0 • www.hdhbw.de

C Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde

Mohlstraße 18 • 72074 Tübingen
Telefon: +49 (0)7071 9992-500 • www.idglbw.de

D Institut für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa

Goethestraße 63 • 79100 Freiburg/Breisgau
Telefon: +49 (0)761 70443-0 • www.ivdebw.de

E Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen *

Godesberger Allee 72-74 • 53175 Bonn
Telefon: +49 (0)228 2496504-0 • www.kulturstiftung.org
Brunnenstraße 191 • 0119 Berlin
Telefon: +49 (0)30 8633551-0

F Siebenbürgen-Institut

an der Universität Heidelberg
Schloss Horneck • 74831 Gundelsheim/Neckar
Telefon: +49 (0)6269 4215-0 • www.siebenbuergen-institut.de

BAYERN

➔ 10 Kulturzentrum Ostpreußen

➔ 11 Kunstforum Ostdeutsche Galerie

G Bayerisches Kulturzentrum der Deutschen aus Russland

Sandstraße 20 a • 90443 Nürnberg
Telefon: +49 (0)911 89219599 • www.bkdr.de

H Bukowina-Institut

an der Universität Augsburg
Alter Postweg 97 a • 86159 Augsburg
Telefon: +49 (0)821 577067 • www.bukowina-institut.de

I Collegium Carolinum

Hochstraße 8 • 81669 München
Telefon: +49 (0)89 552606-0 • www.collegium-carolinum.de

J Egerland-Museum

Fikentscherstraße 24 • 95615 Marktredwitz
Telefon: +49 (0)9231 3907 • www.egerlandmuseum.de

K Haus der Heimat Nürnberg

Imbuschstraße 1 • 90473 Nürnberg
Telefon: +49 (0)911 8002638 • www.hausderheimat-nuernberg.de

L Haus des Deutschen Ostens

Am Lilienberg 5 • 81669 München
Telefon: +49 (0)89 449993-0 • www.hdo.bayern.de

M Isergebirgs Museum Neugablonz

Bürgerplatz 1 • 87600 Kaufbeuren-Neugablonz
Telefon: +49 (0)8341 965018 • www.isergebirgs-museum.de

N Kulturwerk der Siebenbürger Sachsen e. V.

Karlstraße 100 • 80335 München
Telefon: +49 (0)89 236609-19 • www.siebenbuenger.de/kulturwerk/

O Kulturzentrum Haus der Donauschwaben e. V.

Leibstraße 33 • 85540 Haar
Telefon: +49 (0)89 45699193
www.donauschwaben.bayern

P Schlesisches Schaufenster in Bayern – Museum und Dokumentation (im Herzogsschloss zu Straubing)

Schlossplatz 2 b • 94315 Straubing
Telefon: +49 (0)6022 8795 (Information)
+49 (0)9421 4303120 (Anmeldung)
www.schlesisches-schaufenster.de

Q Stiftung Kulturwerk Schlesien

Kardinal-Döpfner-Platz 1 • 97070 Würzburg
Telefon: +49 (0)931 53696 • www.kulturwerk-schlesien.de

R Sudetendeutsche Akademie der Wissenschaften und Künste

Hochstraße 8/III • 81669 München
Telefon: +49 (0)89 480003-48 • www.sudetendeutsche-akademie.eu

S Sudetendeutsches Museum

Hochstraße 10 • 81669 München
Telefon: +49 (0)89 480003-37 • www.sudetendeutsches-museum.de

T Sudetendeutsches Musikinstitut

Ludwig-Thoma-Straße 14 • 93051 Regensburg
Telefon: +49 (0)941 9100-1340 • www.bezirk-oberpfalz.de

HESSEN

➔ E Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen *

MECKLENBURG-VORPOMMERN

➔ 14 Pommersches Landesmuseum

NIEDERSACHSEN

➔ 13 Ostpreußisches Landesmuseum mit Deutschbaltischer Abteilung

NORDRHEIN-WESTFALEN

➔ 17 Westpreußisches Landesmuseum

U Gerhart-Hauptmann-Haus

Bismarckstraße 90 • 40210 Düsseldorf
Telefon: +49 (0)211 1699111 • www.g-h-h.de

V Oberschlesisches Landesmuseum

Bahnhofstraße 62 • 40883 Ratingen
Telefon: +49 (0)2102 9650 • www.oslm.de

SACHSEN

➔ 15 Schlesisches Museum zu Görlitz

SCHLESWIG-HOLSTEIN

W Academia Baltica

Akademieweg 6 • 24988 Oeversee
Telefon: +49 (0)4630 55-0 • www.sankelmark.de

Welcher **BLICKWECHSEL** fehlt Ihnen noch?



2017 (DF113):
Mehr als Luther
Reformation im östlichen Europa



2018 (DF115):
Zwischen Trauer und Triumph
Das Jahr 1918 und seine Folgen
im östlichen Europa



2019 (DF117):
Grenzenlos regional
Landschaft und Identität
im östlichen Europa



2020 (DF119):
Mittendrin und anders
Deutschsprachige Minderheiten
im östlichen Europa



2021 (DF121):
Schauwerte
Kultur und Geschichte im
Spiegel visueller Medien



2022 (DF122):
Die Macht der Worte
Deutschsprachige Literatur
aus dem östlichen Europa



2024 (DF125):
Die Welt braucht Sonne
Reformbewegungen, Künstlerorte
und alternatives Leben



www.kulturkorrespondenz.de

Der **BLICKWECHSEL** hat Ihnen gefallen? Abonnieren Sie unsere Zeitschrift *Kulturkorrespondenz östliches Europa!* Scannen Sie den Code und erfahren Sie, was wir Ihnen sonst noch zu bieten haben.

Das Journal **BLICKWECHSEL** erscheint 2024 zum letzten Mal.

Die oben abgebildeten Einzelhefte können auch weiterhin gegen eine Schutzgebühr von 2,50 € pro Heft zzgl. Porto bezogen werden – solange der Vorrat reicht. Ein kostenfreier Download der digitalen Version aller Jahrgänge ist unter www.kulturforum.info möglich.

Bestellungen sind per Post an das **Stuttgarter Verlagskontor GmbH, Rotebühlstraße 77, 70178 Stuttgart** möglich, außerdem per E-Mail unter svk@svk-service.de bzw. per Telefon unter +49 (0)331 20098-19. Bitte geben Sie jeweils die Bestellnummer und Ihre Adresse an. Die erhobenen Daten werden ausschließlich DSGVO-konform für die Abwicklung der Bestellung verwendet.

Impressum

Herausgeber: Deutsches Kulturforum östliches Europa e.V.

Berliner Straße 135, Haus K1

14467 Potsdam

www.kulturforum.info

blickwechsel@kulturforum.info

© 2024, Deutsches Kulturforum östliches Europa. Alle Rechte vorbehalten.

Diese Publikation wurde gefördert von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.

Das Deutsche Kulturforum östliches Europa e.V. dankt allen Institutionen und Privatpersonen für die erteilten Reproduktionsgenehmigungen und die freundliche Unterstützung bei der Realisierung dieser Zeitschrift. Die Abbildungen haben die beitragenden Institutionen zur Verfügung gestellt, externe Bildgeber und Rechteinhaber wurden in den Bildunterschriften vermerkt. Personen und Institutionen, die darüber hinausgehende Rechte an den verwendeten Bildern beanspruchen, werden gebeten, sich nachträglich mit dem Kulturforum in Verbindung zu setzen.

Redaktion: Dr. Vera Schneider

V. i. S. d. P.: Dr. Harald Roth

Die namentlich gekennzeichneten Beiträge geben die Meinung der Autorin/des Autors wieder, nicht die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers.

Redaktionsassistentin: Kristina Frenzel (www.textarbeit-redaktion.de)

Gestaltung und Satz dieser Ausgabe: Saskia Aberle

Reihengestaltung: Anna Dejewska-Herzberg, Hana Kathrin Stockhausen

Druck: ZimPress, Bratislava

ISSN 2195-9439



deutsches@kulturforum.info
www.kulturforum.info



Deutsches
KULTURFORUM
östliches Europa

Gefördert von

